Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vorwärts! meine Seele. — תדרכי נפשי עז — Vorwärts, mit Macht.

29. Jahrgang. — Cincinnati, O., den 26. März 1886. — Nummer 39.

Der Tod Alexander's.

Von D. Davidson.

Saget! warum malt Entsetzen
Sich in Euren starren Zügen,
Deren Wimpern nie gezuckt in
Blutig-grauenvollen Kriegen?
Die Ihr auf den Schlachtgefilden
Wilder raf'tet als Hyänen,
Nennt das Unglück, das Euch Felsen
Kann erpressen Weiberthränen!
Nennt die Leiden, so unfaßbar
Und so ohne alles Gleichen,
Die zu menschlichem Erbarmen
Selbst Erinnyen erweichen,
Leiden, die so übermächtig
Jetzt aus stumpfer Ruh' Euch rütteln,
Und mit wilden Fieberschauern
Eure ehr'nen Leiber schütteln!

Ha! es gilt dem großen Leben,
Das zum letzten Mal auflodert;
Einer mächt'gen Erdengottheit,
Die dem Nichts entgegenmodert.
Die oft über ganze Völker
Breitete die Todesnetze,
Und an ihren Götterwillen
Band mit eisernem Gesetze;
Die von blutgetränkten Feldern,
Hochgethürmten Leichenhügeln
Zu den Sternen wollte schweben
Auf des Ruhmes Adlerflügeln; —
Jetzt — o hört! aus ihrem Busen
Klagend durch die Lüfte dringen
Bange Seufzer, wildes Stöhnen
In dem letzten Todesringen.

Sieh! es öffnen sich die Gräber
In des Ostens weiten Reichen,
Und hervor in langen Zügen
Düstere Gespenster schleichen.
Mit zerschmetterten Gebeinen
Und mit off'nen Todeswunden
Haben sie zum schauervollen
Todtentanz sich eingefunden.
Dort die stolzen Krieger, die dem
Heldentode sich zu weihen
Jubelnd in die Schlachten stürmten;
Dort die muth'gen Jünglingsreihen,
Die, auf ihren Schilden sterbend,
Kühn getrotzt dem Ueberwinder;
Dort die Greise, Frauen, Mädchen,
Schonungslos durchbohrte Kinder.

Immer näher wallt und wogt der
Zug der Schemen, dumpf und düster;
Durch die Nacht, die finst're, rauschet
Ihr unheimliches Geflüster:
„Alexander! Alexander!
Bist auch Du von Staub geboren,
Der den Königen der Erde
Einst den Untergang geschworen?
Jovis stolzem Adler gleichen,d"
Wolltest Du die Welt umkreisen
Mit dem blutigen Gefieder,
Mit den Krallen: Stahl und Eisen.
Willst Du länger, Göttersprößling,
Nicht der Völker Schicksal lenken?
Mußt auch Du, vom Tod getroffen,
Sterbend Deine Schwingen senken?

Ja! im ew'gen Kreise wechselt
Nacht mit ros'gem Tagesscheine,
Erdenleben, Erdenlust mit
Moderduft und Todtenbeine.
Nur Kronions stolze Veste
Trotzt dem Wogenschwall der Zeiten.
Wenn auf schwanker Lebensleiter
Völker auf- und niederschreiten.
Ha! wie bist Du, Weltbezwinger,
Hingestürmt auf wildem Rosse,
Noch in voller Jugendschönheit
Bis zur letzten Lebenssprosse —
Jetzt erlischt Dein kühnes Auge
In dem tödtlichen Ermatten,
Und es grüßen, Alexander,
Dich des Hades' bleiche Schatten.

Ein deutscher Minister.

Roman von S. Kohn, Verfasser von „Gabriel".

(Fortsetzung.)

„Was war das?" frugen der Herzog und die Baronin gleichzeitig.

Ah! c'etait charmant!...... Ich gönn' es dem hochfahrenden Chateaubriere, der gegen Jedermann, auch gegen mich, so unleidlich stolz ist, — und auch mein Gesuch um Rückkehr in mein Vaterland nicht übernehmen wollte ... Der Herzog, der Minister und der kaiserliche Gesandte Freiherr von Harms stehen laut sprechend bei einander, als mein lieber Marquis sich der Gruppe naht; nach einigen Worten, die gewechselt wurden, sagt Oppenheim—die Conversation wurde französisch geführt—ganz laut:

Ah! Mr. le Marquis, il faut que je vous rende *le service*......mais pas *celui* que vous mavez *demande* — und zeigt bei diesen Worten auf ein prachtvolles Tafelgeschirr von Gold und Silber und dem feinsten Porzellan, das einen ungeheuren Werth besitzt und auf einigen Seitentischen aufgestellt ist.

„Ei, was ist das?" fragt Carl Alexander.

„Nichts, Durchlaucht!" entgegnete der Jude mit seinem feinsten Lächeln, um das ihn ein Richelieu beneiden dürfte, „eine Aufmerksamkeit seiner Excellenz, des Herrn Gesandten, die ich aber nicht annehmen darf — ich habe sie wahrhaftig nicht um ihn verdient...."

Der Herzog lachte laut, der österreichische Minister Harms lachte innerlich und machte dabei ein merkwürdig gleichgültiges Gesicht, der Marquis — enfin ist er doch französischer Diplomat, und ein solcher kann doch von Niemand leicht in Verlegenheit gebracht werden, antwortet gewandt ...aber drei Tage später reiste er nach Paris, und man erwartet den Vicomte de Corcelles als seinen Nachfolger in Stuttgart. Der Herzog und der Minister sprachen es später unumwunden aus, daß Würtemberg stets entschieden gegen Frankreich stehen werde, wenn dieser mit dem deutschen Reiche oder einem deutschen Fürsten in Krieg verwickelt würde."

„Mich wundert's nur," meinte der Herzog nachdenklich, „daß das mächtige Frankreich auf die Bundesgenossenschaft des kleinen Würtemberg so hohen Werth legt...."

Der aus seinem Vaterlande verbannte Franzose schien einen Augenblick die Frage nicht vollständig zu verstehen; das Aussprechen eines solchen Mangels an Selbstachtung in dem Munde des deutschen, würtemberg'schen Prinzen war ihm schwer begreiflich.

„Ah! Bundesgenossenschaft!" rief er dann, „so weit gingen Frankreich's Hoffnungen nicht; es wäre mit der Zusage einer strengen Neutralität vollständig zufrieden. — Wenn Würtemberg sich für Frankreich erklärt hätte, wären wohl schon die Feindseligkeiten eröffnet. Ich sehe von den günstigen strategischen Verhältnissen ab, die dann einen Angriffskrieg begünstigen, denn mein Vaterland geht agressiv vor," fuhr der ruhmredige Franzose fort, „aber das kleine Würtemberg hat eine verhältnißmäßig sehr große Armee; fünfundzwanzigtausend einexerzirter Kerntruppen mit einer trefflichen Artillerie — ah! wenn die, statt gegen uns, an unserer Seite stände—das machte einen sehr wesentlichen Unterschied, und der berühmte Kriegsheld Herzog Carl Alexander an der Spitze eines solchen Heeres — der beste Schüler, Prinz Eugens, der denn doch ein Franzose ist ... Carl Alexander wäre würdig, unter unsern Fahnen zu fechten......eh bien! das sind schon Faktoren, mit denen man rechnen muß."

„Aber das kleine Land kann ja die große Armee nicht erhalten; wie wird die erforderliche große Summe zu ihrer Erhaltung aufgebracht?" frug der Herzog, offenbar peinlich von dem Gedanken berührt, daß wenn er durch einen günstigen, unerwarteten Zwischenfall zur Regierung oder Administration Würtemberg's gelangen sollte, er die Citrone vollends ausgepreßt fände.

„Ah! Oppenheim sorgt dafür, daß der Staatssäckel stets gefüllt ist. Die Truppen werden vortrefflich verpflegt, gekleidet und armirt, der Sold pünktlich bezahlt. Die Löhnung der Mannschaft und die Gehälter der Offiziere sind erhöht worden. Die Armee ist vom besten Geiste beseelt und glüht von Kampfeslust, unter dem Herzog, ihrem obersten Kriegsherrn, Lorbeern zu erringen. Da der Minister auch die aus den unglückseligen Erbfolgekriegen herrührenden Staatsschulden bezahlt, steht dem Lande auch ein unumschränkter Credit offen."

„Teufelskerl das!" rief der Herzog, der zwischen Neid, Mißgunst und einem kleinen Reste patriotischen Gefühles schwankte. „Wie bringt der Hexenmeister das zu Stande?"

„Durch Steuerauflagen, Monseigneur!" antwortete Marlieux lachend. „C'est vrai, zu besteuern versteht der Mann, das muß man ihm lassen ... die Karten, mit denen das Volk spielt, das Leder, das verkauft, der Wein, der getrunken wird — kurz alles Erdenkliche! — Aber wenn die Schwaben keine Querköpfe sind, müssen Sie einsehen, daß sie jetzt noch immer viel weniger zahlen, als ihnen vom Grafen Grävenitz und...." Marlieux machte eine Pause und schluckte dann einige Worte unverständlich nieder—„abgepreßt wurden. Aber die Stände, die jetzt, das erste Mal, gehörig zahlen mußten — die schlugen einen höllischen Lärm."

„Nun, wie wurde er mit denen fertig?" frug der Herzog gespannt.

„Oppenheim wußte sich auch hier zu helfen. Röder, der ihm die Erreichung seines sehnlichsten Wunsches, die Erhebung in den Grafenstand dankt, war leicht gewonnen; einem zweiten Landstand, den Grafen Eslingen, erklärte er in einer Privatbesprechung, daß er allerdings das Zustimmungsrecht der Stände nicht antasten werde, daß er die Armee vermindern, aber [illegible] gegen die Grenze des Landes, wo seine — Eslinger's — Güter liegen, beim Eintreten etwaiger kriegerischer Verwickelungen vollkommen preisgeben müßte. Dem Dritten theilte er im Vertrauen mit, daß wenn die Stände die Mittel zur Erhaltung der Armee verweigern würden, er einen Landsturm organisiren müßte, dann aber nicht dafür einstehen könnte, ob das erbitterte Landvolk, wenn gut bewehrt und in großen Massen vereinigt, nicht versuchen würde, sich für jahrhundertlangen Druck an seinen Peinigern, den Grundherrn zu rächen. Es war nicht einer der Unzufriedenen, der dem klugen Manne nicht irgend eine Stelle bot, an der er ihn fassen konnte. Endlich gab es auch einige wenige Männer, welche von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit dieser Maßregel überzeugt waren, und so gelang es ihm — die Einstimmigkeit der Landschaft zu erlangen und...."



Die Baronin hatte die Lobeserhebungen, die Marlieux dem Minister Oppenheim spendete, mit steigendem Verdrusse angehört. Sie wollte dem Gespräche eine andere Richtung geben, und sie unterbrach die lange Auseinandersetzung des Franzosen.

„Diese politischen Gespräche sind mir horrible!....Wißt Ihr Herren denn gar nichts Amüsanteres zu erzählen? ..... Sagen Sie mir, Marlieux, welche Dame regiert denn jetzt in Stuttgart? mit einem Worte, wir sind ja entre nous, welche Dame ist jetzt maitresse en titre des regierenden Herrn?"

Marlieux zupfte verlegen an seinem Schnurrbarte. Die Beantwortung dieser Frage war dieser Dame gegenüber eine kitzliche.

„Der Herzog liegt noch immer in den Banden seiner schönen Gemahlin, der Herzogin Maria Augusta; eine solche Stelle giebt es jetzt nicht am Stuttgarter Hofe. Man spricht auch allgemein, der

Minister begünstige derartiges nicht ... er will keine maitresse en titre für den Herzog."

„Wie!?" rief die Baronin mit flammenden Blicken, „der Jude erfrecht sich, sich auch in die Privataffairen des Fürsten zu mischen? ...ich beginne, den Herzog Carl Alexander gründlichst zu verachten."

„Verachten?" wiederholte der Prinz nachdenklich, „zu verachten ist mein Vetter eben nicht; er ist ein großer Kriegsheld....dann ..."

Marlieux kam seinem Gebieter zu Hilfe. „Das läßt sich nicht leugnen, die Herrschaft, welche die Grävenitz auf den verstorbenen Herzog ausübte, war eine fluchwürdige—für das Land verhängnißvolle. Würtemberg—mille fois pardon, Monseigneur!—aber Sie sagten es ja vorher selbst, ist nicht Frankreich—ist ein kleiner Staat, der ist ja bald ausgesogen ..."

Baronin Lodingen mißfiel wieder die Wendung, die das Gespräch genommen.

„Ah! es ist furchtbar schwül," rief sie, den Kopf und den elastischen Oberkörper langsam zurückbiegend, „ein Glas Milch würde mich sehr erfrischen."

Der Herzog von Neustadt blickte auf seinen Reisemarschall, Baron Marlieux; dieser sprang sofort gewandt aus dem Wagen und sagte, die Hand auf's Herz legend, pathetisch:

„Ich bringe eine Tasse Milch und wenn ich sie mit meinem letzten Blutstropfen erkaufen sollte."

Er winkte einen Diener heran, der vom Pferde sprang, und eilte von jenem gefolgt einen Feldweg entlang, der sich von der Heerstraße abzweigte und zu einem Gebäude führen mochte.

Der Herzog ließ den Wagen stille halten, er und die Baronin stiegen aus; er bot dieser galant den Arm und geleitete sie zu einem Gebüsche. Die Baronin setzte sich an eine beschattete Stelle, der Herzog ging langsam auf und ab.

Es war kaum eine Viertelstunde verflossen, als Marlieux, hochgerötheten Gesichtes, athemlos herbeieilte.

„Ich habe gefunden, was wir brauchen, Madame la baronne!" rief er, „ein wunderschönes Landhaus. Meine Bitte um eine Schale Milch wurde sogleich freundlichst gewährt; die Dame und ihre Begleitung wurden eingeladen, die Erfrischung dort zu genießen. Ich glaube, daß die Herrschaften das annehmen können. Es ist ein prachtvoller Garten dort; zwei Damen, eine Frau und ein Mädchen scheinen die Besitzerinnen zu sein."

„Die Frau Baronin hat zu entscheiden," sprach der Herzog, sich an diese wendend.

Marlieux war zum Prinzen getreten: „Monseigneur, ich kann Ihnen nur rathen, die Einladung anzunehmen," flüsterte er leise, „die zwei Damen dort sind sehr schön, magnifique....ganz besonders ist die jüngere von einer wunderbar überraschenden Schönheit."

„Ei!" sagte der Herzog plötzlich electrisirt, ebenso leise, „wie sieht sie aus? ....schwarz, braun, blond?...."

Marlieux lächelte verlegen.

„Mit dem Bilde der Dame kann ich Ihnen rasch dienen, gnädigster Herr!"

„Sacre bleu! Sie sind sehr spaßhaft, mein lieber Marlieux! ...Haben Sie es so schnell so weit gebracht, daß Sie schon ein Portrait der Schönen besitzen? .... ich beneide Sie!"

„Nein, Monseigneur! ich meine es nicht so.—Die Dame sieht der Frau Baronin Lodingen so ähnlich, wie ich noch nie im Leben zwei Menschen gesehen, nur daß die Dame im Garten noch jünger —eine schwellende Knospe ist.—Wenn man sich überhaupt noch eine schönere Dame als die Frau Baronin denken könnte, so wäre es eben dieses Mädchen."

„Sie reizen meine Neugierde, Baron ...Schönste Leonore," sprach der Herzog laut, „ohne Ihrer Entscheidung vorgreifen zu wollen, glaube ich doch, Sie beglücken das kleine Landhaus mit Ihrer holdseligen Gegenwart ...plait-il? Er reichte der Dame den Arm ...Marlieux, kommen Sie mit ..."

Tante Sara und Clara empfingen die Gäste eben so höflich als herzlich. In einer Laube war ein Tisch gedeckt, auf welchem Milch, Butter, frische Honigscheiben, Kuchen und Eier aufgestellt waren. Clara machte auf den Herzog einen unbeschreiblichen Eindruck. Der leidenschaftliche alte Wüstling, der nicht einmal von seiner ersten Eroberung Besitz ergriffen hatte, flatterte im Geiste schon zu der neuen herrlichen Blume, deren entzückender Duft ihn berauschte.

Seine matten Augen begannen wie Irrlichter zu leuchten, seine gelblichen Wangen rötheten sich unter der Schencke, doch that er sich insofern Zwang an, als er zuerst an die ältere Dame heran trat und sie freundlich ansprach.

Leonore von Lodingen, eine ebenso eifersüchtige als sinnliche Natur, fühlte sofort den Eindruck, den das junge Mädchen auf dem Herzog gemacht hatte; sie ward purpurroth.

„Marlieux," sprach die Baronin nicht allzu leise, „um des Himmels willen! ist dieses Mädchen nicht eine Jüdin?" .... Sie waren wohl so unvorsichtig, eine Einladung anzunehmen, ohne zu wissen, von wem sie ausging?"

„Gnädigste!" flüsterte der Baron, „es ist noch keine halbe Stunde, daß ich die Ehre hatte zu erzählen, der Herzog von Würtemberg habe eine Einladung bei einem Juden angenommen, der anderen hohen Herren, der Gesandten und Repräsentanten der ersten Potentaten der Christenheit, gar nicht zu gedenken.....ich glaube daher ..."

„Bei Gott! Marlieux!" sprach Leonore zornig, „ich fange an zu glauben, daß auch Sie im Solde des neuen Günstlings stehen — oder ist er wirklich ein Hexenmeister, wie das Volk sagt?— dann sollte man ihn verbrennen ...den despoitischen Tyrannen!"

Marlieux lächelte fein.

„Doch wohl nur als despotischen Tyrannen verbrennen, nicht als Hexenmeister! — Ihr Zorn, Gnädigste, der, wenn möglich, Ihre entzückende Reize noch erhöht, verräth ihre Gedanken. Sie können es dem Minister nicht vergessen, daß er in Würtemberg nicht einen Menschen zu Tode foltern lassen will — weil dieser seine Frau nicht dem Grundherrn abtreten will. Madame!" fuhr der Baron mit tiefem Ernste fort, „ich bin jetzt ein armer, heimathsloser Edelmann, ich mußte eines unglücklichen Duelles wegen aus meinem Vaterlande fliehen—aber ich gehöre dem alten Geschlechte der Marlieux an; in meinen Adern rollt das Blut der Grand Seigneurs, und ich darf es daher wagen, in dieser Angelegenheit ein Urtheil zu sprechen. In Frankreich geschieht Vieles, was man wahrhaftig vor dem Richterstuhle der Moral nicht zu entschuldigen vermag; aber was Ihr Herr Oheim that — war, mille fois pardon — ein Akt, der im achtzehnten Jahrhundert nicht geduldet werden darf. Wenn ein regierender Fürst, ein Prinz des herrschenden Hauses, Aehnliches verübt, soit — que faire!? aber...."

Sara Vanderhalden war bis jetzt durch das Gespräch des Herzogs festgehalten worden. Sie trat nun aus der Laube und lud die Baronin und Marlieux freundlich und anmuthig ein, sich in die Laube zu setzen und dort etwas zu genießen. Der Herzog hatte, bevor er Clara gesehen, beabsichtigt, ein Incognito zu bewahren. Jetzt erschien es ihm zweckmäßiger, sich in dem vollen Glanze seines Namens zu zeigen. So konnte er hoffen, einen tieferen Eindruck auf ein unerfahrenes, leicht zu bethörendes Mädchenherz zu machen, denn er war klug genug, einzusehen, daß auf gewöhnlichem Wege ein schon in seiner Jugend verlebter, alter Mann nicht im Stande war, eine Jungfrau rasch im Fluge und Sturme, wie es seine unreine, aufgeregte und überreizte Phantasie dachte, zu erobern.

„Sie waren so freundlich, meine unbescheidene Frage um Ihren Namen zu beantworten," sprach der Prinz jetzt laut, sich an Sara wendend, „und auch ich habe die Pflicht, mich zu nennen, meine lieben Reisegefährten vorzustellen. Ich bin Carl Rudolf, regierender Herzog von Würtemberg-Neustadt, Vetter und nächster Verwandter des regierenden Herzogs von Würtemberg ......meine Cousine, Frau Baronin Lodingen, Herr Baron Marlieux ...Frau Sara Vanderhalden, Kaufmannswittwe aus Amsterdam und Nichte," fügte er dann, sich an seine Reisegefährten wendend, hinzu.

Clara war ein unschuldiges, reines Mädchen; es fiel ihr nicht auf, daß der Herzog seine Reisebegleiterin, eine Baronin, als seine Cousine bezeichnete, aber Sara Vanderhalden erröthete tief. Der Herzog mißverstand diesen Farbenwechsel, er schrieb es ihrer Befangenheit zu, einer so hohen Person gegenüber zu stehen. Aber ein Weib erkennt leicht die Gedanken eines andern Weibes, wenn diese auch weitaus verschieden von ihren eigenen sind. Leonore Lodingen ersah, daß die etwas erfahrenere Wittwe den Sachverhalt erkannt habe. Bei dem ersten Anblick Clara's, die den Herzog zu verzaubern schien, hatte ein Funke des wildesten Hasses, der unedelsten Regung, einer unberechtigten Eifersucht und des bittersten Neides Leonorens Herz entflammt, die ganze Fülle dieses Hasses übertrug sie nun ungetheilt — Haß pflegt sich bei einer Theilung zu verdoppeln — auch auf Sara.

„Durchlaucht!" sprach diese sich artig verbeugend und ihre Nichte Clara sanft an sich ziehend. „Ich konnte nicht ahnen, welch' hohe Ehre unserem Haus zu Theil wurde....Sie werden daher gnädigst gestatten, daß wir uns zurückziehen."

"Mon Dieu! Quelle idee! Was fällt Ihnen da ein, verehrte Frau!" rief der Herzog lustig, die Hände der beiden Frauen, Tante und Nichte, erfassend und sie zurückhaltend. „Schlechte Gäste, die den Wirth vertreiben! — das werde ich durchaus nicht gestatten! Die Laube ist geräumig, hat Platz für Alle ...Setzen wir uns!" —

Die beiden Herren nahmen rasch auf der Gartenbank Platz, die drei Frauen folgten mit Widerstreben.

„Ich bitte, sich nicht zu geniren," sprach der Herzog. ..„Die Speisen sehen verlockend aus, machen wir uns mit ihnen näher bekannt."

Sara goß aus einer großen Caraffe Milch in die Tassen des Herzogs, der Baronin und Marlieux, dann in ihre eigene Schale, die sie langsam austrank.

„Aber Tante," sprach Clara halblaut, ganz verwundert, „Du pflegst ja sonst um diese Zeit nichts zu genießen...."

Sara Vanderhalden war eine kluge Frau; man lebte im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, Verleumdung war oft geschäftig, sie hatte einen hohen Gast zu Tische, an dessem Tode einem Feinde oder auch einem Verwandten viel gelegen sein mochte; sie wollte von Allem, was sie ihren Gästen vorgesetzt hatte, etwas genießen.

„Aber, Frau Baronin," bemerkte der Herzog, „warum nehmen Sie nicht von dieser köstlichen Milch? Es war ja nur um Ihretwillen, daß wir hier eine Raststunde halten, die im Reiseprogramme nicht bestimmt war. Sie äußerten ja den Wunsch, ein Glas Milch zu trinken."

Jedes Wort des Herzogs verletzte die Favorite. Er hatte sie früher: liebe Freundin, ma belle und in ähnlicher Weise genannt, und hatte sich mit jünglinghaftem, verliebtem Eifer persönlich zu jeder Dienstleistung erboten; jetzt, in Gegenwart des jungen Mädchens, nannte er sie förmlich: Frau Baronin — endlich sprach er von einer Raststunde — doppeltes Verbrechen, erstens sollte er der Nähe eines so reizenden Wesens, wie Clara es war, nicht so lange ausgesetzt bleiben—und zweitens schien die wilde— besser gesagt — rohe Eile, mit welcher er früher die Ankunft auf einem seiner Schlösser gewünscht hatte, plötzlich verschwunden zu sein.

„Ich danke Ihnen, lieber Herzog," sagte die Baronin, ihm mit kecker Vertraulichkeit einem leichten Schlag mit einer Blume — die sie in der Hand hielt und zum Theil schon krampfhaft zerpflückt hatte — auf die Wange versetzend: Je n'en veut plus...."

Der Herzog runzelte die Stirne; das war doch zu klar, um es zu verkennen: die Baronin wollte über ihre Stellung zum Herzog keinen Zweifel lassen — und sie war ja thatsächlich noch nicht das, was sie bald werden sollte, wohl auch werden wollte.

„Dürfen wir Ihnen vielleicht mit einem Glas Wein dienen?" frug Clara.

Marlieux horchte überrascht auf; das war in der That wunderbar. Die merkwürdige Aehnlichkeit zwischen der Baronin und dem Mädchen war ihm beim ersten Anblicke aufgefallen, nur daß Clara jugendlicher, elastischer, jungfräulicher und von einer entzückenden, mädchenhaften Unschuld war, was auch schon ihre äußere Erscheinung weit über jene der Baronin setzte; aber die beiden hatten auch ein vollständig gleichklingendes Organ, nur daß Clara's prachtvolle Altstimme ruhig klang, während jene der erregten Lodingen vibrirte.

„Nein, ich will gar nichts!" sagte diese unartig, sich an den Herzog wendend, „es war nur die Sonnenhitze, die mich belästigte — ich bin jetzt schon vollkommen ausgeruht und wir können nun weiter fahren."

„Ah!" sagte der Herzog unangenehm überrascht, „weshalb plötzlich diese Eile, Frau Baronin? Gestatten Sie es noch, daß wir hier ein Stündchen sitzen, es ist ein reizendes Plätzchen ..."

„Früher hatten Sie geeilt, mon prince," entgegnete die Lodingen scharf, „und trieben fortwährend den Kutscher an ......übrigens — mon Dieu! ich glaube gar, ich habe mein Schmuckkästchen im Wagen gelassen ......ich muß hinunter — darf ich um Ihren Arm bitten, Herzog?...."

Dieser lachte. Das war—wenn auch meisterhaft ausgeführt—in der Erfindung denn doch zu plump.

„Wir haben ja unsere Diener beim Wagen, da können Sie vollkommen ruhig sein. Uebrigens, um ganz sicher zu sein .....Marlieux, seien Sie so gut, sehen Sie nach...."

Diesmal hatte der Herzog die Schlaue überlistet. Die Baronin hatte den Schmuck sicher in der Tasche ihres Kleides verwahrt. Marlieux hätte ihn im Wagen nicht gefunden, und die Unwahrheit ihrer Angabe wäre sogleich an den Tag gekommen. Marlieux sollte nicht ahnen, daß sie eine Nebenbuhlerin fürchten könne.

„Ich bin zu besorgt, ich gehe mit," rief sie Marlieux zu, der sich rasch erhoben, um dem Befehle des Herzogs nachzukommen.

Sara begleitete die Dame, wenn auch ungern, bis zum Ausgange des Gartens.

(Fortsetzung folgt.)

Paris. — Seit vergangenen Montag zählt das Institut von Frankreich einen Israeliten mehr zu seinen Mitgliedern. Die Akademie der Wissenschaften hat Herrn Professor Gabriel Lippmann zu ihrem Mitgliede ernannt.

Wissenschaftliche Thatsache!

Die Funktionen eines wichtigen Organs betreffend.

Wovon das Publikum nur wenig Kenntniß hat, welche indessen die sorgfältigste Beachtung verdient.

An den Herausgeber des „Scientific American".

Wollen Sie mir gestatten, dem Publikum Thatsachen mitzutheilen, die wir während der verflossenen 8 Jahre bezüglich vorkommender Krankheiten der menschlichen Nieren sowie jener Organe, welche erkrankte Nieren so leicht zerstören, kennen gelernt haben? Sie geben eine wissenschaftliche Zeitschrift heraus und hegen der Wahrheit gegenüber keinerlei Vorurtheil. Es ist überflüssig, hier ausdrücklich zu betonen, daß kein medizinisches Fachblatt, welches sich auf den Standpunkt des "Codus" stellt, diese Thatsachen anerkennen wird, und zwar aus sehr naheliegenden Ursachen.

H. H. Warner & Co.,
Eigenthümer von „Warner's SafeCure".

Um auf des Klarste und Deutlichste die enge Beziehung, in welcher die Nieren zur allgemeinen körperlichen Gesundheit des Menschen stehen, festzustellen, sowie, wie viel hiervon abhängt, wollen wir, bildlich gesprochen, die Nieren eines menschlichen Körpers aus dem letzteren herausnehmen, dieselben in eine vor uns stehende Schüssel legen und sie zum allgemeinen Besten untersuchen.

Man wolle dessen eingedenk sein, daß wir vor uns einen Körper in der Form einer Bohne haben, glatt und glänzend, etwa vier Zoll lang, zwei Zoll breit und einen Zoll dick. Dieselbe wiegt bei einer erwachsenen männlichen Person gewöhnlich fünf Unzen, während jene der weiblichen Personen gewöhnlich etwas leichter sind. In der That, ein kleines Organ — wird man sagen. Man wolle indessen nicht außer Acht lassen, daß der Körper eines Mannes von durchschnittlicher Größe etwa zehn Quarts Blut enthält, von welchem jeder einzelne Tropfen durch diesen natürlichen Filter oder Abzugskanal, wie man sie nennen könnte, fließt, und zwar vielmals den Tag über, eben so oft als durch das Herz, und auf diese Weise in etwa drei Minuten Zeit einen vollständigen Umlauf bewerkstelligt. Die Nieren sondern das Blut von seinen schlechten Bestandtheilen ab, und sie arbeiten unausgesetzt sowohl am Tage als bei Nacht, ob der Mensch schläft oder ob er wacht; sie arbeiten gleich unaufhörlich wie das Herz selbst, und sie sind von ebenso großer Wichtigkeit; sie entfernen stündlich alles Unreine aus 65 Gallonen Blut oder ungefähr aus 49 Faß täglich, oder aus 9125 Hogsheads im Jahre! Wie kann es also Wunder nehmen, wenn die Nieren bei einer so anhaltenden und unausgesetzten Thätigkeit wie diese, wenn sie so vernachlässigt werden, wie es wirklich gar oft der Fall ist, ihre Funktionen nicht mehr vollkommen erfüllen sollten!

Wir durchschneiden nun dieses Organ der Länge nach mit unserem Messer und wollen dann oberflächlich das Innere desselben beschreiben.

Wir finden, daß die Nieren von röthlich-brauner Farbe sind, weich und leicht zu zerreißen, mit Hunderten kleiner Röhrchen gefüllt, die kurz und fadenartig von den Arterien ausgehend in einem kleinen Büschel enden, etwa mittelwegs von der äußeren Oeffnung in eine Höhle von beträchtlicher Größe, welche, "Pelvis" genannt, bildlich einen Beutel darstellt, der den Zweck hat, das Wasser zu halten, um eine weitere Läuterung zu erfahren, ehe es von hier aus den "Ureters" zugeführt wird, und so fort, bis es den Körper verläßt. Diese genannten kleinen Röhrchen sind die Filter, welche ihre Arbeit automatisch verrichten, und gerade hier ist es, wo die Erkrankung der Nieren beginnt.

Bei der bedeutenden Menge von Arbeit, welche die Nieren zu verrichten haben, werden sie in Folge der kleinsten Unregelmäßigkeit in unseren Gewohnheiten, in Folge von Erkältung, von zu gutem Leben, von besonderen Reizmitteln und aus tausenderlei anderen Ursachen, die täglich vorkommen mögen, geschwächt in ihrer Nervenkraft.

Was ist nun die Folge davon? Unverdaulichkeit oder Anstauung des Blutumlaufes in den sie umgebenden kleinen Blutgefäßen, welche sich verstopfen; diese zarten Membranen werden überreizt, es stellt sich Entzündung ein, welche sich der Pelvis oder dem Beutel mittheilt, und die Röhrchen werden zuerst theilweise, bald jedoch gänzlich unfähig gemacht, ihre Funktionen zu verrichten. Der Pelvis-Beutel muß sich in Folge dieser Blähung weiter aufblähen und drückt auf die Blutgefäße. Während dieser ganzen Zeit aber muß das Blut, welches in die Nieren eintritt, um durch diese filtrirt zu werden, durch diesen häßlichen Schleim seinen Weg nehmen, denn es gibt keinen anderen dafür.

Man denke nur einen Augenblick lang hierüber nach. Kann man denn wohl die Wichtigkeit, ja sogar die Lebensbedingung begreifen, daß es nothwendig ist, daß die Nieren sich in gesunder Verfassung befinden? Läßt es sich wohl erwarten, daß wenn sie erkrankt oder verstopft sind, einerlei in welchem Grade auch immer, daß das Blut arm und der Mensch Krankheiten überhoben sei? Eben so richtig würde es sein, zu erwarten, daß wenn man ein Hospital für ansteckende Krankheiten quer über den Broadway bauen würde, man von den Tausenden, welche dasselbe täglich zu passiren hätten, verlangen wollte, nicht von der Krankheit angesteckt zu werden, als zu erwarten, daß das Blut rein bleibe, trotzdem, daß es unausgesetzt durch erkrankte Nieren sich ergießt.

Was ist aber nun die Folge? Ei, daß das Blut dieses Gift auf seinem Wege aufnimmt und es jedem Organe, jedem Zoll Muskel, Gewebe, Fleisch und Knochen mittheilt, vom Kopfe bis zu den Füßen. Und wo immer, durch vererbten Einfluß oder aus anderer Ursache, der eine Theil des Körpers schwächer ist, als der andere, wird sich eine unendliche Reihe von Krankheiten ausbilden, als Schwindsucht bei schwachen Lungen, Dyspepsia bei geschwächtem Magen, Nervenreizbarkeit, Wahnsinn, Schlagfluß, oder Herzkrankheit bei Solchen, welche schwache Nerven haben.

Das Herz muß bald die Wirkungen des Giftes fühlen, da es reinen Blutes bedarf, um sich in geregelter Thätigkeit zu erhalten. Das Herz wird rascher schlagen und heftiger pulsiren, um den fehlenden Stimulus zu ersetzen bei seinem Bestreben, das unreine Blut durch diese Hindernisse zu drücken, und es erfolgt daraus Schmerz, Herzklopfen oder ein Gefühl der Athemlosigkeit. Weil diese Zwangsarbeit unnatürlich ist, kann das Herz sie nicht bewältigen, es wird schwächer und schwächer werden, bis es endlich gänzlich aufhören wird zu schlagen, und Tod in Folge anscheinender Herzkrankheit ist das Verdikt!

Die medizinische Profession jedoch, gelehrt und ehrwürdig, benennt diese Krankheit mit hochtönenden Namen, behandelt sie nach ihrer Weise und die Patienten sterben, denn die Arterien führen den leidenden Theilen langsam den Tod zu, indem sie fortwährend diesen verschleimten Nieren neuen Krankheitsstoff zuführen, jenen Nieren, welche in dem Becken vor uns in Fäulniß übergegangen sind und welche zunächst hätten geheilt werden sollen.

Das ist jedoch nicht Alles, was die Nieren zu besorgen haben, denn man darf nicht vergessen, daß jede erwachsene Person täglich etwa 7 Pfund Nahrung zu sich nimmt, um den Verlust am Körper zu ersetzen, der unablässig vor sich geht, und welcher Verlust der frisch genommenen Nahrung gleichkommt. Dies gleichfalls haben die Nieren von Blute zu trennen, nebst allen anderen zersetzenden Stoffen.

Ihr behauptet aber: „Meine Nieren sind völlig in Ordnung, ich fühle keinerlei Schmerzen im Rücken!" O, welcher Irrthum! Es sterben Leute in Folge von Nervenkrankheiten von so ausgeprägtem Charakter, daß die Organe sämmtlich in Fäulniß übergegangen und dennoch haben sie niemals irgend welche Schmerzen gelitten!

Weshalb nicht? Weil, wie wir nachgewiesen haben, die Krankheit sich im Innern der Nieren entwickelt, wo sich nur wenige Gefühlsnerven befinden, welche das Gefühl des Schmerzes übermitteln können. Weshalb dies so ist, mögen wir vielleicht nie erfahren.

Wenn man die wichtige Funktion der Nieren, die außerordenliche Zartheit ihrer Construktion, die Leichtigkeit, mit welcher sie außer Ordnung gerathen, in Betracht zieht, kann man sich dann wundern über die vielen Krankheiten bei den Männern und Frauen unserer Zeit? Gesundheit und langes Leben zäßt sich nicht erwarten, wenn ein so wichtiges Organ leidet. Es ist kein Wunder, wenn manche Schriftsteller behaupten, daß unser Geschlecht aus der Art schlage. Sieht man nicht die hohe, ja die ganz besondere Wichtigkeit ein, diese Maschinerie in guter Betriebsordnung zu erhalten? Könnte die beste Dampfmaschine auch nur den kleinsten Theil dieser Arbeit verrichten, one daß der Engineer ihr seine unverwandte Aufmerksamkeit zuwendet? Begreift man noch nicht, wie äußerst gefährlich diese heimtückische Krankheit ist? Sie umschleicht uns fortwährend, ohne auch nur die geringste Andeutung ihres Vorhandenseins zu geben.

Die tüchtigsten Aerzte vermögen zu Zeiten nicht sie zu entdecken, denn die Nieren selbst lassen sich nicht mittelst uns zur Verfügung stehender Mittel untersuchen. Selbst eine Untersuchung des Urins, chemisch und mikroskopisch, läßt in vielen Fällen auf nichts schließen, sogar oft dann noch nicht, wenn die Nieren fast gänzlich ruinirt sind. Deshalb pflege man sie; sind ja doch Erkrankungen des Menschen, einerlei wo immer sie sich auch zeigen mögen, wie sich durch vorgenommene Leichen-Untersuchungen ergeben hat, sogar bis 93 Prozent die Folge von Erkrankung der kleinen Röhrchen im Innern der Nieren.

So sehr Ihr die Gesundheit hochschätzt, so sehr Ihr Euch langes Leben wünscht, frei von Krankheit und Leiden, widmet diesen Organen Eure Beachtung, haltet sie in gesundem Zustande und hütet Euch vor so leicht eintretender Erkrankung.

Warner's Safe Cure, welches Jahr für Jahr besser bekannt wird durch seine wunderbaren Kuren und seine Gewalt über die Nieren, hat mehr beigetragen und trägt heute noch mehr bei zur Verlängerung der Lebensdauer, als alle Aerzte und bekannten Arzneien zusammengenommen. Warner's Safe Cure ist ein wahrhaftes Specific, mild aber sicher wirkend, harmlos aber kräftig und von angenehmem Geschmack.

Man brauche es als Heilmittel, wenn man krank ist, und versäume keinen Moment, wenn man dessen bedarf, ohne ein paar Flaschen davon als Vorbeugungsmittel zu brauchen, damit die Nieren in guter Beschaffenheit bleiben, das Blut rein bleibt, auf daß man sich eines langen, gesunden Lebens erfreue.

H. H. Warner & Co.

Hamburg. — Hier geht man von orthodoxer Seite damit um, ein neues jüdisches Blatt zu gründen. Ein Lehrer der Stern'schen Schule soll Redakteur desselben werden.

— In Tilburg, Holland, starb ein hochachtbarer, angesehener Glaubensgenosse, Herr Samuel Catz. Bei seinem Begräbnisse am 31. Januar kam es zu bedauerlichen antisemitischen Exzessen. Hunderte von jungen Leuten begleiteten den Leichenzug, Spottlieder singend, bis zum Friedhofe, traten die Umfriedung des letzteren nieder und warfen mit Erdschollen nach dem Sarge. Die Bevölkerung von Tilburg ist meistens katholisch, und ihr geistlicher Oberhirte ist der Bischof Godschalk zu 's Bosch. Dieser ehrwürdige Geistliche hat, in Folge der erwähnten Exzesse ein Schreiben an den Dekan von Tilburg gerichtet, in welchem er seiner Entrüstung lebhaften Ausdruck verleiht und zur Sühne des Geschehenen auf den 14. d. M. einen allgemeinen Bet- und Versöhnungstag anordnet. Wir geben in Folgendem einen Auszug aus dem erwähnten Schreiben:

„Hochehrwürdiger Herr Decan und Bruder! Es hat mein Herz mit tiefem Kummer erfüllt, wahrnehmen zu müssen, daß in Ihrem Decanat die Leiche eines hochachtbaren Israeliten nur deßhalb ist beleidigt worden, weil der Verstorbene nicht dem Christenthume angehörte. Die häßlichen Vorgänge schmerzen mich um so mehr, weil sie nicht allein von Römisch-Katholischen Glaubensgenossen ausgegangen, sondern größtentheils von ehemaligen und gegenwärtigen Schülern der Bruder- und Schwesterschulen in Tilburg. Ist das die christliche Liebe, die man der Jugend einprägt, ist das die Verträglichkeit, die der Stifter der christl. Religion empfiehlt? Ist das die rechte Art und Weise, Andersdenkenden Achtung vor dem christlichen Glauben einzuflößen? In meiner oberhirtlichen Sorge für meine Diöcesanen habe ich auf Sonntag den 14. Febr. einen allgemeinen Bet- und Versöhnungstag bestimmt, an welchem Ihr zu Gott um Verzeihung flehen sollt ob des großen Leids, das einer achtungswerthen israelitischen Familie ist zugefügt worden. Nicht kann ich mein Befremden unterdrücken, daß Ihr im Religionsunterrichte nicht genügend den Grundsatz betont: Liebe Deinen Nebenmenschen wie dich selbst." Durch diese Veranchlässigung fällt ein großer Theil der Schuld an der Schandthat auf Euch! Ich hoffe — und damit schließe ich — daß Ihr und alle Geistlichen, Mönche und Nonnen, die unter Eurem Befehle stehen, in Zukunft lehren werden, daß alle Menschen Kinder desselben Gottes sind, daß keinem Menschen das Recht zusteht, seinen Nebenmenschen zu verdammen, weil er Gott in anderer Weise, als er selbst, verehrt, und endlich, daß alle Religion eingeschlossen ist in den zwei Worten: Liebet einander! Gezeichnet: Godschalk, Bischof zu 's Bosch."

„Ein deutscher Minister"

heißt die neue, für die „Deborah" von dem berühmten Schriftsteller, Herrn S. Kohn, geschriebene große Novelle, die mit Nummer 28, den 8. Januar, in der „Deborah" angefangen hat.

Wir machen das Publikum besonders auf das Erscheinen dieser spannenden Novelle aufmerksam.

Es ist seit langer Zeit keine solche Original-Arbeit in Amerika erschienen.

Für Nichtsubscribenten ist jetzt die Zeit, die „Deborah" zu bestellen, und wünschen wir, daß Diejenigen, die diese Novelle vollständig besitzen wollen, sofort ihre Adresse einschicken mögen.

Jährlicher Subscriptions-Preis: $2.00.

Für Freunde in Deutschland würde die Zusendung dieses Blattes gewiß eine freudige Erinnerung an den in Amerika wohnenden Zusender sein.

Nach irgend einem Orte Europas, portofrei: $2.50.

Die Deborah.

Herausgegeben von

The BLOCH Publishing and Printing Company.

45, 47, 49, 51, 53 u. 55 McFarland Str.,

Office: Corner Plum & McFarland Sts.

Isaac M. Wise, = = Redakteur.

Cincinnati, 26. März 1886.

„Die Deborah" erscheint wöchentlich, als Allgemeine jüdische Familienzeitung, und ist der Erbauung und Belehrung gewidmet.

Abonnenten und Andere, welche alte Exemplare verlangen, mögen gef. die Nummer oder das Datum der Ausgabe der gewünschten Blätter angeben. Wenn dies nicht geschieht, ist es uns unmöglich, zu erkennen, welche Blätter wir schicken sollen.

Subscriptionspreis:

Die Deborah	$2 00
„ nach Europa	2 50
„American Israelite"	4 00
Sabbath Visitor"	1 50
Die Deborah u. American Israelite an eine Adresse	5 00
Deborah und Visitor	3 00
Israelite und Visitor	5 00

Postgebühren nach Europa betragen 50 Cents extra.

Anzeigen-Gebühren:

Dankes- und Beileids-Beschlüsse,	5 00
Heiraths-, Geburts- und Todesnotizen, jede	1 00

Raten für sonstige Annoncen werden auf Anfragen hin bekannt gemacht.

Der Nestor und Altmeister der deutsch-jüdischen und besonders der literatur-historischen Literatur, Dr. Leopold Zunz, starb den 18. d. M. in Berlin im Alter von zweiundneunzig Jahren. Der Verstorbene hat nahezu siebzig Jahre auf dem Gebiete der Literatur gewirkt und in seinem Fache Bahnbrechendes geleistet. Sein bekanntestes Werk ist: „Die gottesdienstlichen Vorträge", worin die ganze Liturgie der Juden, Poesien und Homilien, Gebete und Vorträge im Umrisse dargestellt und im engen Rahmen zusammengefaßt sind. Am meisten Verdienst als Literaturhistoriker hat der Verstorbene sich erworben durch das Beleben der todten Knochen, möchte man sagen, der beinahe verschollenen Synagogal-Dichter und Moralisten der deutschen, französischen und polnischen Juden, die er so zu sagen aus dem Schutte ausgegraben, metrisch übersetzt, mit literaturhistorischen Noten versehen der deutschen Literatur einverleibt hat. In dieser Arbeit zeigt sich das ganze Leid und Weh der Zeiten, wie es aus den Dichterherzen widerhallt, während die Moralisten eine Reinheit der Ethik und der Humanität aufweisen, die mit jenen Zeiten im krassesten Widerspruche stehen. Früher wußte man nur von spanisch-jüdischen Dichtern in der Synagoge zu reden, Zunz aber hat auch die deutschen zu Ehre und Ansehen gebracht. Eine Biographie des Verstorbenen erschien bereits vor zwei Jahren in diesen Blättern, und können wir daher nur noch den Sterbetag des Dahingeschiedenen und den Ausdruck unserer Trauer hinzufügen.

Die Deutschen Cincinnati's sind wieder einmal erwacht — was lange auf sich warten ließ — und organisirten sich, um dem unverschämten Vordringen des Muckerthums entgegen zu treten. Die wollen Knall und Fall alle Welt für's Tauf- und Trinkwasser und für die sonntägliche Langeweile erobern, und die Deutschen sagen, sie wollen nicht. Es giebt einen Kampf, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein kann, denn es wohnen in und um Cincinnati nicht weniger als 25,000 stimmberechtigte Bürger.

In New York werden ernstlich Anstalten getroffen, ein sogenanntes orthodoxes Seminar in's Leben zu rufen, unter Leitung der Herren Mendes, Mendes und Compagnie, worin jung herüberkommende Russen und Polen der Taufe entrissen und als jüdische Cultusbeamten erzogen werden sollen. Das wird eine zweifache Wohlthätigkeitsanstalt, denn es werden da orthodoxe Chasonim-Prediger herangebildet werden, die nun einmal unter der amerikanischen Jugend nicht zu haben sind, und es wird noch dazu dem Teufel die Beute entrissen, was wahrscheinlich das Missionsgeschäft in's Stocken bringen wird. Wir wünschen dem Unternehmen Glück, nur fürchten wir, daß die Mendes-Firma nicht mehr Glück haben wird in der Ausführung, als sie mit dem Bau der „Mikveh" in der New Jersey Colonie gehabt, wozu Dr. Hildesheimer aus Berlin das Geld geschickt hat, die „Mikveh" aber wurde nie fertig gestellt.

Ein von der unteren Donau stammender afrikanischer Ex-Schulmeister, der in Minneapolis, seit einigen Jahren als Cultusbeamter gastirt, gefällt sich in der Rolle, die er seit einer längeren Zeit sehr ungeschickt spielt, unser Gegner zu sein. Daran wäre sehr wenig gelegen, nur sollte der Mensch nicht lügen, da er denn doch, wenn auch nur zeitweilig, Religionslehrer und Prediger ist. Nun behauptet der gute Mann, wir seien sein Feind (was unwahr ist, wir werben weder solche Freunde noch solche Feinde), weil wir von ihm verlangten, daß er in der Gemeinde den „Minhag Amerika" einführen sollte, was er nicht gethan. Das ist aber unwahr, weil wir erstens nie von einem Menschen verlangen, daß er diesen oder jenen „Minhag" einführe, und weil wir zweitens uns persönlich davon überzeugt haben, daß derselbe in der genannten Gemeinde viel zu wenig Einfluß hat, um irgend etwas einzuführen. Uebrigens können wir dem Manne das Zeugniß ausstellen, daß er ein ganz unschädliches Individuum ist, obwohl es ihm an Cultur und Wahrheitsliebe fehlt.

Wenn man mehr von einem Menschen verlangt als er leisten kann, oder mehr Wasser aus einem Brunnen schöpfen will als darin ist, begeht man nicht blos ein Unrecht, sondern eine Thorheit. Wer's nicht hat, der kann's nicht geben. Nun nehmen sich aber Gemeinden Leute auf und nennen sie Rabbiner, obwohl sie als Schullehrer in Dorfgemeinden oder als „Chasonim" in Stadtgemeinden keine sonderliche Erfolge erzielten. Nun sind die armen, gequälten Leutchen Rabbiner und man nennt sie Herr Doctor, und quälen sich und ducken sich die ganze Woche, eine Art Predigt für Samstag aufzutreiben, aufzuschreiben und zu memoriren. Ist denn das nicht sauere Arbeit genug für einen Menschen? Wenn ein Schneider jede Woche einen Tisch, oder der Schuhmacher einen Kleiderschrank anfertigen müßte, wäre das nicht ein saueres Stück Arbeit? Die Gemeinden aber wollen immer mehr, noch mehr und abermals mehr, bis sich endlich herausstellt, daß nicht genug Wasser im Brunnen ist; er ist zu seicht, man hat sich in seiner Leistungsfähigkeit betrogen und kommt zu dem Schluß, daß es denn doch zweierlei Menschen giebt: Fähige und Unfähige, Ausgebildete und Eingebildete.

Es scheint dem „Jewish Messenger" in New York sehr daran gelegen zu sein, mit dem „American Israelite" Händel anzufangen, und da läßt sich die sonst glatt gebügelte Redaktion desselben zu dem uncollegialen Mittel herab, den Redakteur des „American Israelite" von einem unbekannten und bedeutungslosen Menschen persönlich angreifen und mit Lügen besudeln zu lassen. Im Namen des Angegriffenen können wir der Redaktion des „Jewish Messenger" die Versicherung zukommen lassen, daß derselbe nie und nirgends sein „Ich" in Schutz nimmt und alle auf ihn gemachten persönlichen Angriffe unberücksichtigt läßt; es wird also dem „Jewish Messenger" nicht gelingen, durch ein solches Vorgehen den „American Israelite" zum Kampfe zu bewegen.

Die geistvolle Decision, welche Professor Dr. Mielziner vor einiger Zeit, auf Grund talmudischer Nachweise, in Bezug auf die Anwendung der Kraniotomie gegeben hat, ist in der Gazette medicale de l'Algerie vom 28. Febr. wieder abgedruckt worden. Es handelte sich damals bekanntlich um einen päpstlichen Erlaß, welcher bei den katholischen Aerzten eine gewisse Aufregung hervorgerufen hatte, und Dr. Mielziner wies nach, daß die talmudische Medicina forensis sowohl humaner als rationeller verfährt als die päpstliche. Wir nehmen gerne von dieser Reproduktion Notiz, weil sie uns als abermaliger Beleg dafür dient, daß literarisch-wissenschaftliche Aeußerungen aus Amerika sich drüben in den älteren Welttheilen stets größere Bahn brechen. Z.

Prinzipien, welche der Reformirung der jüdischen Religion zu Grunde gelegt werden müssen.

Von Israel Sack, St. Petersburg.

(Schluß.)

10. Zur Hebung des Religionsbewußtseins und zur Sammlung der Gemeinde erhalten wir aufrecht die traditionellen Gedenk- oder Festtage des Passah-, Wochen-, Succoth-, Chanuka- und Purimfestes. Zu diesen mag später der Gedenktag dieser Reform der Religion Israels sich anreihen. Besonders aber halten wir fest an dem Sabbathtage, der den Geistesfrieden und die Gemüthsbefriedigung nach vollbrachter guter That versinnbildlicht (Genes. 1, 31 — 2, 3; Exod. 31, 17.) Allein dies thut nur der jüdische Sabbath, nicht der christliche Sonntag, der blos an ein übernatürliches Wunder erinnert.

Anmerkung. — Uebrigens ist die Verlegung des Sabbaths auf den Sonntag auch aus folgenden Gründen unstatthaft: 1) ist es unter der Würde der Religion Israels, sich der christlichen zu bequemen, während die Kirchenväter der letzteren nur aus Haß gegen das Judenthum den Sabbath aufhoben (im 4. Jahrh.); 2) indem unsere Reform vor Allem dazu strebt, die unter allen Himmelsstrichen seßhaften Juden unter ihre Fahne zu sammeln, — was werden nun die thun, welche unter Mohamedanern wohnen, welche den Freitag feiern? — Was aber das Arbeiten am Sabbath betrifft, so ist Arbeit an und für sich weder verächtlich noch entweihend, und kann nicht mancher Jude an manchem Orte den ganzen Sabbathtag feiern, so kann er doch einige Stunden des Tages der Erholung, der Weihe und der geistigen Erhebung widmen, den Sabbath durch bessere Speise und Kleidung und durch Theilnahme am Synagogendienste heiligen, der anstatt Morgens, gegen Sonnenuntergang gehalten werden kann.

11. Dagegen verwerfen wir den Versöhnungstag, der auf der falschen Anschauung beruht, daß Gott infolge der Opfer von Thieren oder des menschlichen Leibes (durch Fasten) seinen Entschluß ändere; das religiöse Neujahr, das nur Rüsttag zum Versöhnungstage ist und weil wir nur das bürgerliche Neujahr anerkennen; ebenso die traditionellen Fasttage, weil sie Gedenktage des Falles von Jerusalem und des Tempels sind, also mit der Religion in höhern Sinne nichts gemein haben (Sachar. 9, 19), und weil sie bei den Juden schon jetzt immer mehr aus dem Gebrauch kommen.

12. Woran wir aber am festesten und für ewige Zeiten halten, das sind die traditionellen Institutionen der Synagoge, des Thora-Studiums, der Schule und die der Wohlthätigkeit.

Die Synagoge (בית הכנסת) ist die heilige Stätte, wo die Bekenner der Religion Israels sich zur innern Sammlung, zur Erhebung und Anregung des Geistes, zur frommen Gesinnung und guten Thaten und zur Berathschlagung über sittlich-religiöse Interessen versammeln. Nicht vorgeschriebene und daher fade gewordene Gebete dürfen hier vorgetragen werden. Das Beten ist ein subjektives Bedürfniß; bei jeder Gelegenheit und wo es auch sei, ist der fromme Wunsch, die Sehnsucht zu Höherem — ein Gebet, und wenn der Mensch das besondere Bedürfniß fühlt, sein übervolles Herz vor dem unendlichen Wesen zu ergießen, so thut er es am Besten in seiner Kammer. In sehr seltenen Fällen, in großen Volksgefahren, ist das öffentliche Gebet wirklich eine gemeinschaftliche Gemüthsäußerung. — Der gewöhnliche Synagogendienst bestehe im Vortrage der Grundlehre des Judenthums — des Schema — und gewisser Stücke aus der Bibel (mit Interpretation oder in Uebersetzung), in der Predigt und im Hymnen- (Psalmen-) Gesang.

13. Unter Thora-Studium (תלמוד תורה) verstehen wir nicht mehr das Studium in der Bibel und den talmudischen Schriften allein; die ganze Natur, die göttlichen Kräfte und Produkte, sind das höchst heilige Buch, das der Mensch nach Möglichkeit zu erforschen suchen muß. Indessen besteht für die Juden noch die Pflicht, die Wissenschaft ihrer Religion zu fördern, Akademien und Katheder (בתי מדרש) zu gründen und zu unterhalten, wo ihr Urquell, die Bibel, ihre spätere Literatur und die Geschichte des Volkes gelehrt werden soll, mit dem sie auch ihre historischen Wandlungen erlitten hat. Natürlich muß da auch die hebräische Sprache wissenschaftlich studirt werden.

14. Die Schule (בית החנוך) für die Jugend war bei den Juden von jeher eine heilige Institution. Wiewohl zu unserer Zeit in manchen Ländern der Zwangsunterricht gesetzlich besteht, müssen doch die Eltern den Fortschritten ihrer Kinder in ihrer Vorbereitung für's menschliche Le-

den sorgfältig folgen. Besonders aber liegt es der israelitischen Religionsgemeinde ob, ihrer Jugend den Religionsunterricht unverfälscht beizubringen, besondere Religionsklassen zu diesem Zwecke einzurichten, um die heranwachsenden Generationen zur echten, ungetrübten Humanität zu erziehen. Wo es angeht, soll die reifere Jugend auch in der schönen, gemüthsvollen hebräischen Sprache unterrichtet werden.

15. Ebenso soll bei uns der traditionelle Sinn für Wohlthätigkeit (גמילות חסדים) auch weiter kultivirt und reichlich ausgeübt werden: durch einzelne Hülfeleistung; wo es Nothleidende giebt, durch persönliche und materielle Theilnahme an Gründung und Leitung allgemeiner sowohl wie eigener Anstalten der israelitischen Religionsgemeinde zur Linderung menschlicher Leiden, und durch thätiges Mitwirken in der Lösung der großen Aufgabe der Neuzeit, die niedrigen Schichten der Menschheit materiell und geistig zu heben.

16. Die Religion Israels, wie wir sie hiermit festsetzen, hat an sich nichts Düsteres, Beängstigendes, erhält das Gemüth heiter und frei vom niederdrückenden Gefühle der angeborenen Sündhaftigkeit und von mystischer Angst vor der persönlichen Zukunft. Sie gewöhnt den Menschengeist, das Heil der Menschheit als eigenes zu betrachten und verschafft ihm wahre Glückseligkeit, innere Ruhe und sicheres Vertrauen auf den Progreß der Menschheit in allem Guten.

Israel Sack.

Nachb. der Redaktion. — So wird das Reform-Judenthum in Rußland wenigstens von einem und nicht unbedeutenden Denker, der das Judenthum ehrt und liebt, aufgefaßt und dargestellt. Die Darstellung ist zwar [illegible] viel zu lang für praktische Zwecke. Die Auffassung ist uns zu radical, das geht weit über die Pittsburg-Conferenz hinaus. Das Ausscheiden der Unsterblichkeits- und Versöhnungslehre läßt sich auf dem Boden des geschichtlichen Judenthums nicht rechtfertigen. Doch wollen wir nicht argumentiren, sondern einfach mittheilen, wie man in Rußland die Reformidee auffaßt, was man dort will oder nicht will. Wir müssen es Andern überlassen, die Vorlage des Herrn Israel Sack zu besprechen.

— Dem „Lemberger Israelit" entnehmen wir folgenden Nachruf:

Aus Budapest kommt uns die Trauerkunde von dem am 14. Januar d. J. dort erfolgten Tode des rühmlich bekannten Erzählers aus dem jüdischen Leben, des Religionsprofessors Salomon Kohn. Seine Schilderungen des jüdischen Lebens zeugen von einer seltenen Kenntniß der jüdischen Volksseele, die er mit der Sicherheit eines Anatomen zu zergliedern und die dunkelsten Partien derselben an's Licht zu ziehen verstand. Dazu war er von einer novellistischen Gestaltungsgabe unterstützt, die sich in ihrer höchsten Vollendung in seinem „Gabriel" offenbarte, und den Leser entzückte. Unser Blatt pflegte oft die Ehre seiner Mitarbeiterschaft zu genießen. Seine literarischen Schöpfungen sichern ihm ein ehrenvolles Andenken und ist er nicht seinem Ruhme, aber uns zu früh gestorben — er war noch nicht volle 58 Jahre alt — die wir noch so manches Schöne von ihm erhofften.

זכרו לברכה תחת השמים
ונפשו תהי צרורה בצרור החיים

(Der Verstorbene scheint der Verfasser der eben in diesem Blatte erscheinende Erzählung: „Ein deutscher Minister" zu sein. — „Deborah.")

Prophetisches Judenthum.

Von Rabbiner L. Adler.

IX.

Wir haben bisher den obigen, dem alten Judenthum zu gebenden neuen Namen in dessen Lehre und Leben nach dem Pentateuch beschränkender Tendenz besprochen; es bleibt uns noch übrig, ihn in seiner erweiternden Bedeutung in Betracht zu ziehen. Was könnten wir von den Propheten lernen, was sich nicht schon im Pentateuch gelehrt findet?

Da steht denn in erster Linie die Verheißung eines Messias, und zwar nicht im Sinne einer blassen, schattenhaften „Messiaszeit" oder „Messiasidee", sondern in einer körperlichem Persönlichkeit aus David's königlichem Geschlechte. Der Pentateuch weiß von einem Messias nichts zu sagen. Moscheh spricht eben so prosaisch nüchtern, wie mit scharfem Blick in die Zukunft schauend: Ich weiß, nach meinem Tode werdet ihr auf Abwege gerathen und es wird euch bitter schlecht gehen in fremden Landen, aber in der Schule der Noth gebessert, werdet ihr wieder umkehren und dann wird wieder alles gut sein wie zuvor in euerer alten Heimath. Man kann somit ein mosaisch frommer Jude sein ohne Messiasglauben, aber kein prophetisch gläubiger.

Wenn man nun die Propheten zu Vätern unserer Religion macht, so muß man sich auch ehrlich an ihre Prophezeiungen halten. Da aber die Richtung, zu der die Befürworter des neuen Namens zählen, die Messiasverheißungen der Propheten nicht allein nicht theilt, sondern heute noch für nöthig hält, mit Eclat dagegen zu protestiren, so sollte man glauben, daß es doch rathsamer wäre, in Glaubensangelegenheiten sich an den Pentateuch zu halten, statt auf die Propheten zu bauen. Ich weiß, man kann die Propheten auch so lesen, daß weder ein Messias der Synagoge, noch ein Christus der Kirche Raum darin findet. Allein man muß, wenn man ein in seiner Bedeutung historisch gewachsenes Wort gebrauchen will, es auch in dem Sinne verwenden. „Messias" und „Prophet" und ihre Beziehung zu einander haben weltgeschichtlich durch viele Jahrhunderte ein Gepräge angenommen, das von Einzelnen ebensowenig zu ändern ist, wie das des „Dollars unserer Väter", obgleich wir wissen, daß sein Gepräge über dessen inneren Werth geht. Prophetisches Judenthum müßte ein messiasgläubiges Judenthum sein; ein Judenthum, das auf die endliche Ankunft eines durch den Mund der Propheten von Gott verheißenen Messias mit allen von den Propheten ihm beigelegten Attributen hofft.

Wie nun auch die Messiasverheißung gemeint gewesen sei, ob nah oder fern in der Zeit in Aussicht gestellt, ob überhaupt als eine bestimmte Prophezeiung zu nehmen oder nur als frommen Wunsch: sie hat sich als eine Gottesgabe erwiesen und ist den Propheten Credit dafür zu geben. Sie hat der leidenden Menschheit einen erlösenden Gedanken gebracht. Sie war für Israel in seinen vielhundertjährigen Wanderungen in der Nacht des Trübsals ein freundliches Licht. In Ermangelung eines wirklichen Vaterlandes fand es in einem idealen Zion eine Heimath ihm gegeben. Als die Gegenwart ihm zur Marterkammer gemacht war, ward die Messiashoffnung ein Balsam seinen Wunden. Wie eine fata morgana schwebte ihm ein Bild einer glückseligen, messianischen Zeit vor den Augen in einer ihm sonst unerträglich gewordenen Gegenwart. In der Verheißung vernahm es den Trost: חבי כמעט רגע עד יעבר זעם = „Duck dich einen Moment, bis der Sturm vorüber gesaust sein wird."

Die messianische Verheißung, wenn auch nicht wie sie gemeint war, doch aber wie sie aufgefaßt worden ist, diente dem Christenthum als Boden seiner Wurzel. War das Mißverständniß ein unglückseliges? In Rücksicht auf die mit Thränen und Blut gezeichnete Bahn des Wegs, den das Christenthum durch die Geschichte genommen, insbesondere in Rücksicht auf die Bedrängnisse, die es über Israel gebracht hat, werden nicht Wenige mit „Ja" antworten. Jedoch mit Unrecht. Die Christenheit, nicht das Christenthum hat die Verantwortung zu tragen. Denken wir uns die Völkermassen, die die Christenheit bilden, noch als Heiden: wäre das Loos der Israeliten unter ihnen ein besseres gewesen? Die Pharaos, Amalekiter, Ammoniter, Midianiter, Edomiter, Philister, Balak, Sanherib, Schalmenasar, Nebuchadnezar, Antiochus, Titus, Hadrian, Apion, der heidnische Stöcker u. s. w. haben als Heiden Israel auch nicht auf Rosen gebettet. Die heidnischen germanischen Völkerschwärme, die die Völkerwanderung wie eine Sündfluth über die civilisirte Welt wälzte, zeigten sich gleichfalls nicht als Engelschaaren. Die Attilas, die Tamerlans u. s. w. waren keine christliche Geisel Gottes, waren aber doch Geiseln der Menschheit. Es war und ist Rohheit, Bosheit, Neid, Habsucht, Blutdurst; es sind die ungebändigt waltenden Leidenschaften, die das Böse vollbringen und die ein sich Jahrtausende hinziehender Culturkampf wohl gemildert, aber noch nicht besiegt hat. In diesem Culturkampfe hat das Christenthum gute Dienste geleistet mit dem, was es von Moscheh und den Propheten in sich aufgenommen und der Heidenwelt durch Conzessionen, zu welchen das Judenthum sich nicht verstehen kann, annehmbar gemacht.

Fehlt es ja auch nicht an Weltverbesserern, die der Meinung sind, daß Religion überhaupt der Welt nur Unglück gebracht habe und daß Religionslosigkeit ein Universalmittel gegen alle die Menschheit quälenden Uebel abgäbe! Es hat, so lange die Welt steht, noch keine religionslose Zeit gegeben, und so war Religion die Zeitgenossin und Zeugin alles von Menschen ausgehenden Unheils. Und wie das im Leben oft vorkömmt, daß unschuldige Zuschauer einer Unthat die Schuld büßen müssen, die Uebelthäter aber entwischen, so läßt man auch in der Leidensgeschichte der Menschheit die Religion die Hauptschuld tragen und verliert die im Menschen liegenden Triebfedern zum Bösen: Egoismus, Haß, Neid, Habsucht, Mißtrauen, Eifer- und Rachsucht, aus den Augen. Wären die heutigen Russen und Rumänier, die Marokkaner und Kabylen sanfterer Sitten und erleuchteteren Denkens in gottloser Seelenstimmung? Man hat keine Vorstellung, wie es im Menschen und um die Menschen aussehen würde in einer gottesglaubenverlassenen Welt. Die viel gescholtene Religion des Mittelalters war in der That gallenbitter; allein sie war eine Medizin, den Gebrechen der Zeit angemessen. Den in Eisen gepanzerten rohen Gewaltmenschen wie den in Koth niedergetretenen Hörigen und Leibeigenen hätte ein Bob Ingersoll auch kein Heil gebracht und ein Felix Adler nicht für eine Ethik-Cultur gewonnen. Es ist bekannt, wozu nur ein grober Keil gut ist.

Und kommen wir etwas näher zu uns. Wenn sich's zusammenfügt, daß ein altgläubig lebender Israelit als gemein, unehrlich, überhaupt schmutzigen Charakters sich enthüllt, dann heißt es: Seht, so sind sie eben, die Frommen, Heuchler, Humbuger u. s. w., keinem ist zu trauen! Fassen wir aber bestimmte Individuen, an denen es sich so zeigt, in's Auge: Wären die um ein Haar besser, wenn sie keine Tfillin legten, Trefah äßen und Moscheh wie den Rabbinen in's Gesicht lachten? Wir leben erst in der ersten Generation, daß, mündlichem und schriftlichem Predigen gemäß, so ziemlich ohne Ceremonien und äußerer Form ein rein geistiges Judenthum lebt, den Buchstaben ausgepreßt von sich wirft und vom Geiste sich nährt. Wird der Geist nicht verflüchtigen? Geben wir zu, daß er sich halte und sogar wachse und noch mehr erstarke. Bis jetzt mangelt aber alle bestätigende Erfahrung. Es hat noch keine solche Religion gegeben. Berechtigt nun eine solche erfahrungverlassene Richtung das fortwährende Betonen der Werthlosigkeit der Ceremonien und Formen und jedenfalls harmlosen Gebräuchen? Ich gebe ja gerne zu, daß mancher Unwürdige Gewissen für sich selbst zu befriedigen und Charakter nach außen mit Ceremonien- und Formenfrömmigkeit zu decken sucht. Gibt es aber etwas in der Welt, das nicht dem Mißbrauch ausgesetzt ist? Das Bischen altmodisches Judenthum, das hier zu Lande hie und da sich noch zeigt, ist doch nicht so schlimm wie Whiskey im Mißbrauch. Wird ein freigesinnter Mensch Temperenz predigen und mit den Heulweibern die Zapfen aus den Whiskeyfässern schlagen, weil Der oder Jener mit dem Getränke Mißbrauch treibt? Die besten jüdischen Männer der Vorzeit haben auf Ceremonien, Formen und Symbole viel gehalten: ein Hillel, ein Gamliel, ein Maimonides, ein Mendelssohn, ein Zeitgenosse: Moses Montefiore u. s. w., ja, wer zählt sie alle, und es hat der Ethik keinen Eintrag gethan. Wer nun auch das Aeußerliche nicht der Empfehlung werth hält, der ereifere sich wenigstens nicht dagegen. Wir würden auch keinen Messias empfehlen. Die Propheten haben es gethan und es hat sich zum Guten bewährt, selbst im Mißverstande der Verheißung.

Die leibliche Auferstehung der Todten ist eine weitere Lehre, die der Pentateuch nicht kennt, für die die Propheten aber den Anhalt geben. Wie die Alten sich bemühen, diese Lehre aus dem Pentateuch zu lesen, ist den Talmudkundigen bekannt. Es geht in's Ungeheuerliche, wie sie das fertig bringen. Dafür sprechen die Propheten um so deutlicher. Wir wollen dabei Jesajah, 1. Kap. 37, nicht in Betracht ziehen. Es wäre zu plump, die dort bemerkte Auferstehung anders als im Sinne eines Maschal zu nehmen. Auch die dahin zielende Stelle in Koheleth wollen wir unbemerkt lassen. Koheleth war kein Prophet. Man mag mit Recht bezüglich des ethischen wie religiösen Werthes dieses Buches fragen: הגם קהלת בנביאים? Allein mit nicht mißzuverstehenden Worten heißt es Jesajahu, 1. Kap. 26. 19. יחיו מתיך נבלתי יקומון הקיצו ורננו שכני עפר Noch mehr: Der Prophet Eliahu fährt lebendigen Leibes gen Himmel und zeigt so dem Christenthum den Glaubensweg dahin.

Wohl wird man erwidern: Wir wollen mit der Bezeichnung „prophetisches Judenthum" nicht Alles, was den Propheten zugeschrieben wird, in Bausch und Bogen mit in den Kauf nehmen; wir bringen auch in's Gebiet der Propheten Prüfstein und Scheidewasser mit. Man sollte aber eine Religion, die eben erst selbst so rigorös kritisch gewaschen, geläutert, filtirirt worden ist, mit einem Namen bezeichnen, der noch selbst kritischer Deutung unterliegt. Und wenn es doch einmal so wie so nicht ohne kritische Scheidung geht, warum nicht lieber beim Alten bleiben? Man reinigt und wendet und flickt wohl ein altes Gewand und behilft sich damit, aber man wählt kein Neues, das gleich von der Nadel weg des Waschens und Flickens bedürftig ist.

Die jüdische Gemeinde zu Wilna hat voriges Jahr für Erziehungsanstalten 109,419 Rubel verausgabt.

Rede zum Andenken an Moses Rubel.

Gehalten an dessen Sarge am 12. März 1886, von Dr. B. Felsenthal, Rabbiner der Ziongemeinde in Chicago.

Geehrte Trauerversammlung!

In zahlreicher Menge haben Sie sich zusammen gefunden in diesem Hause der Trauer. Aus den entferntesten Theilen der Stadt sind Sie, geehrte Freunde, hierher gekommen, 1) zu dem Zwecke, um dem von uns Geschiedenen, dessen irdische Ueberreste in diesem Sarge ruhen, die letzte Ehre zu erweisen, die Sie ihm hienieden erweisen können, und 2), in der Absicht, um der tiefgebeugten Wittwe des Entschlafenen, seinen Kindern, seinen Brüdern und seinen Schwestern, seinen Verwandten und Angehörigen Ihre aufrichtige Theilnahme zu bezeugen bei dem schweren Verlust, den sie zu beklagen haben. Und wahrlich! der geschiedene theure Freund verdient unsere Ehre, unsere Anerkennung. Wohin auch gestern und heute die Kunde drang: „Moses Rubel ist aus diesem Leben abgerufen worden!“ — da hat sie ein Gefühl tief empfundener Trauer und Wehmuth wach gerufen. Denn nach Hunderten und aber Hunderten zählen die Freunde, die der edle Entschlummerte sich zu erwerben gewußt hatte, und Hunderte und aber Hunderte sagten es laut und aus vollem Herzen heraus, als sie die Trauerbotschaft vernahmen: „Ein Ehrenmann ist von uns geschieden, ein Ehrenmann in der vollen Bedeutung des Wortes.“

Ein hohes Lebensalter ist ihm nicht beschieden worden. Blos 52 ist die Zahl der Jahre, die er hier auf Erden verlebt hat. Und wie innig und tief mag oft während der langen Krankheit des Heimgegangenen aus den Herzen der Familiengenossen und der näher stehenden Freunde das stille Gebet sich losgerungen haben: O Gott, erhalte uns doch länger im Leben unsern Gatten, unsern Vater, unsern Bruder, unsern Freund! Aber es war anders bestimmt. Der Todesbote erschien und rief ihn hinweg aus unsern Kreisen.

Allein, kommt es denn am Ende darauf an, wie lange man gelebt hat? Ist es nicht für die Beurtheilung eines Menschen viel wichtiger zu wissen, wie und in welcher Weise man seine Jahre ausgefüllt hat? Ein König, so heißt's in einer alten jüdischen Parabel, beschäftigte einst mehrere Arbeiter. Einen derselben rief er früher von seiner Arbeit ab, und er erging sich mit ihm in den königlichen Gärten. Doch wurde auch diesem am nächsten Tage derselbe Lohn ausbezahlt, wie den übrigen, die viel länger bei ihrer Arbeit gewesen. Als nun darob diese Andern sich wunderten, sprach der König: Die Leistungen, die jener würdige Mann in kürzerer Zeit zu Stande gebracht, sind ebenso bedeutend, ja in vielen Fällen noch mehr bedeutend gewesen, als die Leistungen jedes Andern unter euch. Und darum wird ihm auch der volle Lohn zu Theil.

Noch ganz andere Gedankenreihen drängen sich in uns vor, wenn wir daran denken, daß Freund Moses Rubel in seinen besten Mannesjahren von uns scheiden mußte: die Gedanken an die Nichtigkeit und Flüchtigkeit unserer Tage, an die Vergänglichkeit und Schattenhaftigkeit unseres Lebens, an die Unsicherheit und Ungewißheit, in der wir uns Alle in Bezug auf unsere Todesstunde befinden. „Wenn die hochragende Ceder von den Flammen ergriffen wird, wie soll dann das niedere Gesträuch sich sicher wähnen? Wenn der gewaltige Livjathan von der Harpune erfaßt wird, wie sollen dann die Fischlein im Bache sorglos dahin schwimmen können?“ Ja, dieses Wort eines alten talmudischen Trauerredners kommt unwillkürlich uns in den Sinn, da wir vor diesem Sarge stehen.

Freunde, unser Leben ist kurz und schattenhaft, und die letzte Stunde desselben kann einem Jeden unter uns unerwartet frühe schlagen. Und trotzdem, wie achtlos gehen wir dahin, wie vergällen wir uns und Andern dies flüchtige Leben, wie entwürdigen wir uns und erniedrigen wir uns, indem wir während der kurzen Erdenlaufbahn Neid, Haß, Herzenshärte und andere unlautere Gesinnungen Wurzel fassen lassen in unserem Innern! Gott sei Dank dafür, daß wir dem entschlafenen Freunde in Wahrheites nachrufen können. Sein Denken und Streben und Leben war lauter! Er kämpfte an gegen die niederziehenden feindlichen Mächte und er siegte! Er war ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein!

Und hierin lag das Zaubermittel, wodurch er so viele Herzen für sich gewann, und womit er die Hochschätzung aller Derer eroberte, die ihn näher kennen lernten.

Er war ein durch und durch ehrenhafter Charakter, und in Schlichtheit und Gradheit wandelte er seine Wege. Er liebte, was edel und gut; er verabscheute, was niedrig und gemein ist. Er nahm herzlichen Antheil an dem Wohl und Wehe Anderer, auch ferner Stehender. Als Bürger unserer Stadt und als Leiter industrieller Unternehmungen von großer Bedeutung hat der, welcher hier ruht und welcher aus kleinen Anfängen zu seiner Ehrenstellung in der Geschäftswelt sich empor gearbeitet, allgemeine Achtung und Werthschätzung sich erworben.

Und wie er als Mensch überhaupt edel und hülfreich und gut gewesen, so war er auch edel und gut als Mitglied unserer Ziongemeinde. Zweiundzwanzig Jahre lang gehörte er ihr an; er war einer ihrer Gründer und war der erste Sekretär derselben; er bekleidete auch später häufig Ehrenämter in der Gemeinde. Ihn freute jede Wahrnehmung, daß die Gemeinde und ihre Institute, das Gotteshaus, die Schule, emporblühten und segensvoll wirkten. Und nun, da er von den Gemeindegenossen geschieden, trauert auch insbesondere unsere Ziongemeinde; und mit dem Propheten können wir sagen: Kol nehi nischma' mizzijjon 2c., eine Stimme der Klage wird vernommen aus Zion: Ach, wie sind wir verödet!

Machen wir uns nun klar, was der Entschlafene seinen näher stehenden Familiengenossen gewesen, und mit welchen starken Banden er an sie und sie an ihn gebunden waren, dann begreifen wir erst recht die heißen Thränen, die jetzt um ihn fließen. Sechsundzwanzig hochbeglückte Jahre lebte er in innigster Seelengemeinschaft mit der nun zurückbleibenden Gattin. Und wie sie ihm in treuer Liebe und hingebendem Schalten und Walten seine Tage verschönerte und ihm ein sonnendurchleuchtetes Heim schuf, so brachte auch er freudig alle Opfer, um seiner geliebten Lebensgenossin der Freuden so viele zu schaffen, als ihm nur möglich. Ach! das Band, das sie so lange vereinigte, ist nun zerschnitten. Mit Liebe und tiefem Vatergefühle mühte er sich und sorgte er für die Kinder, für deren Bildung und Erziehung, für deren materielles, geistiges und moralisches Gedeihen, und er legte sich selber wer weiß wie viele Entbehrungen auf, um den Kindern den Weg zu bahnen zu ihrer Reise durch das Leben. Ach, der Vater ist nun nicht mehr unter den Lebenden, sein Herz ist erkaltet, sein Auge ist gebrochen, sein Mund ist verstummt. Weinend stehen die Kinder hier, doch sie nehmen sich's gewiß auch vor in dieser Stunde, zu bleiben, was sie bisher gewesen: Gute Kinder eines guten Vaters. Erprobt als ein Bruder und Verwandter stand er im großen Kreise der Familie, und keine Wechselfälle des Lebens vermochten es, die tiefwurzelnden, starken Brudergefühle in ihm zu schwächen und zu mindern. Ach, er ist dahin, und mit Herzen voll schwerer Trauer umstehen Geschwister und Freunde diesen Sarg, der seine Hülle birgt.

Doch gerade darin, daß die Trauer so sehr begründet ist, liegt auch der schönste Trost. Wer so gelebt, wie der Entschlafene; wer so, wie er, aus dem Leben scheidet, begleitet von allgemeiner Hochachtung und Werthschätzung, der ist uns eigentlich gar nicht gestorben. Er lebt fort, lebt fort in unseren Herzen. Dorten werden wir Alle seinem Andenken eine geweihte Stätte bereiten. Und so oft unser geistiger Blick auf seinem Bilde ruht, wird eine weihevolle Stimmung uns ergreifen, und so wird allgemach der Schmerz, der jetzt so viele Herzen erfüllt, sich mildern und in heilige Wehmuth verklären.

Ueberdies sagt uns ja auch die Stimme der Religion: Mit dem, was wir Sterben nennen, schließt das Leben unseres Geistes nicht ab. Es gibt ein höheres, ein besseres Dasein, eine Fortdauer unseres Geistes. Und ferner ruft uns dieselbe Stimme die Mahnung zu: Israeliten, beuget euch in Ergebung und in aufrichtiger Religiosität vor den Fügungen des himmlischen Vaters! Seine Wege sind nicht immer unsere Wege, und seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken; sie sind hoch erhaben über unsere Wege und Gedanken; doch sind sie immer gut und weise, wenn auch für uns unbegreiflich.

So lasset uns Abschied nehmen vom verklärten Freunde, und lasset uns den Staub zurückgeben dem Staube. Den trauernden Hinterbliebenen wolle Gott Trost zu Theil werden lassen, und Er möge ihnen Kraft und Seelenstärke verleihen, ihre Last zu tragen im frommen Sinne und im Schmerze sich zu erheben über den Schmerz. — Amen.

Die Kleinodien Egyptens

— oder —

Die wahre Volksgunst.

Predigt am Danktage vor der Beth-El-Gemeinde, Detroit, gehalten von H. Zirndorf.

(Schluß.)

Wir bestehen darauf: es ist ein Darlehen. Jahrtausende des Druckes und der Ausschließung verwehrten uns bis jetzt, unseren Pflichttheil von Menschen- und Bürgertreue an Vaterland und Menschheit abzutragen. Diese Verbesserung unserer Verhältnisse war unerläßlich als ein Mittel zur Heimzahlung unserer Obliegenheiten an die Gesammtheit; folglich ist „das Darlehen“ dafür der geeignetste Name. Auch die eingeräumte Möglichkeit, seine Schuldigkeit zu thun, seiner Menschenwürde zu genügen, verpflichtet den Menschen zu einer Art Dankbarkeit.

Es waren aber jene hergeliehenen Kleinodien ein hohes, nicht gut zu entbehrendes Ehrenzeugniß für Egypten nicht minder. Das Wohlwollen des Nilvolkes machte einen Theil des verübten Unrechtes wieder gut. Daher lesen wir im Texte das ausdrucksvolle Wort: וינצלו; und das drückt bekanntlich die Wahrheit aus: daß sie Egypten retteten, nicht aber, daß sie es plünderten, wie Onkelos*), noch bestimmter Targum Jonathan**) und auch der Talmud (Berach. 9 b)***) in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit diese Stelle wiedergeben.

Daß die Kleinodien Egyptens die freie Volksgunst bedeuten, kann also nach allem Vorausgegangenen als erwiesen angenommen werden. Und wolltest du, mein Freund, hierbei nur an edle Metalle und Gewänder denken? nichts weiter in diesen Gaben sehen als Dinge, welche einen äußeren Werth darstellen, welche man in klingende Münze umsetzen kann? O wie kleinlich, wie ihrem Gegenstande so wenig gleichkommend wäre diese Auffassung und Erklärung! Nein, selbst wenn die Freigebigkeit der Egypter im buchstäblichen Sinne des biblischen Berichtes zugegeben wird, so kann doch von den Edelmetallen allein nicht die Rede sein. Nicht umsonst wird das Gold hervorgehoben, denn das werthvollste Metall ist bekanntlich zugleich das edelste und reinste. Es widersteht der Zersetzung, dem Roste; es verliert nie seinen metallischen Glanz und Schimmer: welch' ein besseres Sinnbild könnte es geben für die lautere, unverdorbene Menschengesinnung! Silber andererseits ist der Träger des melodischen Klanges: silberzüngig, wenn wir dem Sprachgebrauch glauben dürfen, wendet sich der Menschenrede Macht an das leicht überzeugte Herz; ihren Silberton flötet die Liebe und Freundschaft in die entzückte Seele. Silberne Klangwerkzeuge und des Gesanges Silberton sind bekannte Dinge. Die Egypter aber schenkten den abziehenden Knechten Silber; das heißt: sie linderten mit freundlichem Seelentroste das bittere Gefühl der langen Bedrückung; sie schickten sie mit herzlichem Scheidegruß in die Fremde.

Aber auch die Gewänder sind nicht ganz bedeutungslos; sie bezeichnen den warm einhüllenden Mantel der Menschenliebe und Wohlthätigkeit, welcher da abwehren sollte Hitze, Kälte und jeden schädlichen Luftzug von den Wandernden, den mit dem Geschicke Ringenden.

Und wo immer eine Zeit des Druckes und der Knechtung an den Morgen einer lang ersehnten Befreiung grenzte, da hat Israel die große Rechtfertigung Egyptens mit sich genommen bei seinem Einzug in die neuen Verhältnisse. Der unbestochene Volksgeist hat ihm niemals versagt: das Gold der Werthschätzung, das Silber des tröstenden Zuspruches und den Mantel mildthätiger Menschenliebe.

Solche Zeiten des Druckes und der Rechtslosigkeit liegen, wenigstens soweit die civilisirten Länder in Betracht kommen, heute weit hinter uns; allein der Lehrgehalt jener Zeiten hat seine Bedeutung auch heute noch nicht eingebüßt. Wie soll das Darlehen außerjüdischen Wohlwollens von Israel heimgezahlt werden? diese Frage ist auch heute noch unseres vollen Nachdenkens werth. Und dabei will es mir scheinen, als ob die bescheidenste Gegenleistung der Treue und redlichen Mitarbeiterschaft an den gemeinschaftlichen Zielen schon eine Pflichtleistung an das große Ganze heißen dürfe. Die Art und Weise, wie der Israelite sich an der gemeinsamen Thätigkeit seiner Mitwelt betheiligt, wird ihm von der praktischen Möglichkeit und von den Gesetzen der Arbeitstheilung deutlich genug vorgezeichnet.

Die Hauptsache ist, daß wir uns zum Volke zählen, zum Volke in seinen besseren Elementen, nicht zu einzelnen, selbstsüchtigen und bevorzugten Klassen der Gesammtheit. Dazu aber mahnt uns schon der eigene Vortheil; denn Parteien, Fraktionen, exclusive Kasten können sich den Luxus der Ungerechtigkeit gegen uns immer wieder und wieder erlauben: die Möglichkeit eines solchen Rückfalles ist durchaus nicht ausgeschlossen. Daß aber solche Ausschreitungen nicht ins Maßlose gehen können, daß sie zuletzt denn doch der Herrschaft der Vernunft und Gerechtigkeit das Feld räumen müssen, dafür bürgt uns die unverwüstliche geistige Gesundheit, welche der Menschenfamilie eigen ist.

Zum Volke sich zählen, heißt aber, große und edle Obliegenheiten solidarisch

*) ורוקינו ית מצראי

**) ורוקינו ית מצראי מנכסיהון

***) עשאוה כמצוקה שאין בה דגים

mit übernommen haben und derselben stets eingedenk bleiben. Lasset uns diesen Pflichten gerecht werden durch unsere Menschenliebe, allgemeine Nützlichkeit und Israelstreue; und von unserem Thun und Handeln wird die Nachwelt schreiben und melden: וינצלו — sie rechtfertigten Volk und Menschenthum. Amen.

Inland.

Neu-Jerusalem, 21. März.

Was das Wasser für den Fisch und die Luft für den Vogel, ist das Oraklen für den Zeitungsmenschen. Es ist sein ureigenstes Element, das er mit Pfaffen und Wahrsagern theilt. Sagte ich es doch schon vor vierzehn Tagen, daß es endlich Frühling werden müsse, und wie wunderbar richtig habe ich prophezeit. Wir haben nicht nur den Kalenderfrühling, auch die Natur regt und webt mit tausend Kräften zu neuem, frischem Leben. Es ist jetzt eine wahre Lust zwischen Erde und Himmel zu schweben, über mir das lachende Blau voll Seligkeit, unter mir das saftige Frühlingsgrün der erwachenden Erde. Milder, klarer Sonnenschein leuchtet in der Natur und aus den Gesichtern der glücklichen Menschen. Karavanen von Schuljungen jauchzen ihren Frühlingsjubel hinaus in die Luft; zwitschernd antworten die Vögel, schüchtern strecken und dehnen sich sprossende Grashalme, und einzelne Fliegen sind auch schon lebendig geworden. Auch das Weib, die schönste Blüthe der Natur, erwacht zu neuer Thätigkeit. Der Lenz macht große Ansprüche an die schaffende Hausfrau; Prozessionen einkaufender Frauen durchziehen die Straßen, denn mit der wechselnden Jahreszeit wechselt auch die Toilette. Man glaubt kaum, wie sehr die Toilette die Menschen egalisirt. In Amerika wird die Gleichheit mehr durch die Mode als durch die Staatsgesetze bewirkt. Durch die gleichmäßige Herrentracht ist der Kellner nicht mehr vom Gaste zu unterscheiden, der Bauer nicht vom Staatsmanne, der Künstler nicht vom Fleischer zu erkennen. Und in der Frauenwelt ist es gerade so. Der Küchentrabant sucht es der Herrin gleich zu thun, das Stubenkätzchen imitirt die Tochter des Hauses, das ärmste Ladenmädchen versucht der reichen Erbin Concurrenz zu machen. Dieser Gleichheitsschwindel in der äußeren Erscheinung raubte der Amerikanerin den wahren Unabhängigkeitssinn, nämlich das zu scheinen, was sie in der That ist. Obzwar weniger sichtbar, hat das amerikanische Gesellschaftsleben beinahe ebenso viele Rangstufen als das europäische; der Klassenunterschied ist ein markirter, die Geldaristokratie eine ausgesprochene, der Familienstolz ein intensiver, die Herrschaft des Wissens unbestritten, und doch fühlt sich ein Jeder und namentlich ein Jede berufen, sich in die Kreise einzudrängen, zu denen sie Kraft ihrer Stellung, Bildung und Geburt nicht gehören. Da ist die Europäerin doch gescheidter; sie ist zufrieden mit ihrer eignen Sphäre und blamirt sich nicht durch ihren socialen Uebermuth. Im Auslande dichtet man der Amerikanerin eine Selbstständigkeit an, von der wir hier zu Lande kaum etwas merken. Ihr freies, offenes Auftreten und die unceremoniöse Art ihres Umganges mag diesen Eindruck hervorbringen, aber weder im commerciellen noch im politischen Leben spielt sie die große Rolle, wie z. B. die Französin. In Frankreich, wie überhaupt allüberall in Europa, steht die Frau dem Manne als Gehülfin zur Seite. Auf dem Lande ist die Frau nicht nur im Hause, sondern auch auf dem Felde thätig, in der Stadt finden wir sie in beinahe allen Geschäftszweigen vertreten. Im politischen Leben war ihr Einfluß zu allen Zeiten ein bedeutender. Beinahe auf allen Thronen Europas ist das Weib zur Regentin berechtigt, und die Geschichte Frankreichs ist voll von Weiberintriguen, ihrer Macht und ihrem Heldenmuth. Das amerikanische Weib ist mit wenigen Ausnahmen nur Gesellschaftsdame, selten nur wagt sie sich auf das Geschäftsgebiet, seltener noch in's politische Leben. Wo sie dies letztere versucht, wird sie meist unweiblich. Temperenzapostelinnen, und Stimmrechtsvertheidigerinnen sind die Mißgeburten des Frauencharakters. Das emancipirte Weib in Amerika ist auf stetem Kriegsfuß mit der Männerwelt, und das ist eine lächerliche Position, beinahe so lächerlich als die Frauenwelt in Utah, die die Laster der Männer beschönigt und vertheidigt. Unergründlich wie das Meer ist das Frauenherz. Das haben schon vor mir Dichter, Sänger und betrogene Liebhaber gesagt. Aber unbegreiflich in seiner Liebe ist mir das Mormonen-Frauenherz. Dort kämpfen Weiber mit Wort und Schrift um das Recht, sich in die Liebe eines Mannes theilen zu dürfen. Die Mormonenehe kann überhaupt nur als Ehecorporation bestehen; mehrere Frauen nehmen einen Mann auf Actien und scheinen sich bei dieser eigenthümlichen Herzenstransaktion so wohl zu befinden, daß sie ganz energisch gegen die Einzelehe protestiren. Wenn man erwägt, welch große Liebequantität ein Weiberherz beansprucht, kann man kaum glauben, daß ein Mormone einen solch reichen Schatz von Liebe im Herzen birgt, um damit ein halbes Dutzend Frauen befriedigen zu können. Und doch muß es so sein, sonst würden die Frauen in Utah nicht gegen das Staatsgesetz protestiren, das da peremptorisch verlangt, daß je ein Weib einen ganzen Mann besitzen soll. Mormonenfrauen betrachten dieses Gesetz als reine Menschenverschwendung, und von ihren ökonomischen Eheverhältnissen ganz durchdrungen, rebelliren sie gegen diese staatliche Maßregel. Die Mormonenverhältnisse beweisen aber deutlich, daß Eifersucht, diese gräßlichste aller Leidenschaften, im Frauenherzen nur eine anerzogene Passion ist, die Frucht vielgerühmter Civilisation.

Selbst russisch-polnisch-jüdische Ehefrauen sind von der Civilisation schon so beleckt, daß sie, mit der Hydra der Eifersucht im Herzen, ihren angetrauten Ehegatten von Warschau bis nach Cincinnati nacheilen, um ihr rechtmäßiges Eigenthum aus den Armen einer Anderen zu reclamiren. Gäbe es eine Statistik entlaufener jüdischer Ehemänner, so erführen wir die erstaunliche Thatsache, daß beinahe alle Ehedeserteure Polen aus der Polakei sind, die, ihrer Ehefesseln kaum ledig, aus dem fernen Polenlande kommend, auf freier amerikanischer Erde sich sofort auf's Neue willig in's Hymenjoch spannen. Warum ein zum Mormonenthum geneigter ausländischer Jude sich nicht häuslich still in Utah niederläßt, ist mir ein Räthsel. Anstatt daß Frau No. 1, die, auf den Flügeln des Dampfes und der conventionellen Liebe getragen, von Polen oder Rußland nach Utah kömmt, um ihrer Nachfolgerin die falschen oder echten Haare auszurupfen, könnten beide Frauen mit beneidenswerther Harmonie und mit vereinten Kräften ihren gemeinsamen Gatten recht idyllisch das Leben vergällen. So wäre allen Parteien geholfen; am meisten aber den jüdischen „Relief-Societies" des Landes, denn unter solchen Umständen würde ihnen viel Geld und Mühe erspart.

Alexandra.

Burgkundstadt in alter und neuer Zeit.

Der Ursprung Burgkundstadt' verliert sich in's graue Alterthum, schon um das Jahr 900 wird es genannt, und kommt 1096 als urbs Cunstadt vor.

Alle näheren Nachrichten über das Städtchen fehlen gänzlich; ein großer Brand, der das alte Rathhaus einäscherte, vernichtete zugleich alle Dokumente und Akten.

Obige Daten wurden durch den verstorb. Bibliothekar Jäck aus Bamberg bekannt gegeben, und mag auch noch manches Interessante über Burgkundstadt, als einer ehemalig. fürstbischöfl. bambergischen Stadt, in dortigen Archiven vergraben liegen.

In neuerer Zeit wurde dahier ein Aktenheft aufgefunden, welches wahrscheinlich aus der Registratur des ehemal. Vogteiamts dahier herstammt, und über die Erhebung des Ortes Burgkundstadt zur Stadt, sowie über mehrere Rechte derselben Aufschluß gibt und von dem 1803 dahier lebenden Amtsvogt Röttinger zusammengestellt und verfaßt wurde.

Ueber das Alter unseres Städtchens berichtet nun genannter Vogt Röttinger wie folgt: „Aus den Aktenstufen, dergleichen zwischen Burgkundstadt und Weißmain obgewalteten und bei Hochfürstlicher Regierung langjährig gehangter Streitsache des Bierverlags, legte sich her, daß Burgkundstadt 100 Jahre vorher, wo Weißmain noch ein bloser Schafflecken gewesen, zu einem Städtlein erbaut wurde und dieses schon 1364 ein Drittel der Vogteilichkeit an sich erkauft, sowie viele Gerechtsame und Privilegien erhalten habe, somit Burgkundstadt als eine hochstiftliche Munizipalstadt schon im Jahre 1200 entstanden sein müsse."

Die verliehenen Gerechtsame haben aber Bürgermeister und Rath sowie gemeine Stadt nicht blos aus Gnaden erhalten, sondern sie zahlten an das Stift Langheim eine Pension „dieweilen die höcheste Landes-Herrschaft zu Bamberg das Ort Burgkundstadt zu einer Stadt erhoben und zugleich mit unterschiedlichen Privilegien und Freiheiten begabt habe."

Im Jahre 1400 wurde die hiesige Stadt vom Fürstbischof Albrecht zu Bamberg mit dem Brau- und Malzrecht „dergestalten begnadiget", daß solches Recht allen anderen Dörfern und Ortschaften des Amts Burgkundstadt untersagt und verboten sein solle; im Jahre 1481 hat zwar das Amt Altenkundstadt dieses nämliche Recht sich aneignen wollen, welches ihm aber, auf geführte Prozesse der beiden Gemeinden Burgkundstadt und Weißmain, vom Fürstbischof Philipp aberkannt wurde.

In Hinsicht des Bierverlags beider Städte Burgkundstadt und Weißmain waren dieselben in steten Mißhelligkeiten und Prozessen verwickelt, solche wurden nur durch höchste Verwendung der hochstiftlichen Regierung durch einen Vergleich im Jahre 1668 „auseinander gesagt", vermöge dieses Rezesses und Vergleiches wurden Burgkundstadt nicht allein die Ortschaften diesseits des Mains, als: Weidnitz, Neuses, Horb, Zettlitz, Obersfeld, Redwitz, Hummeberg, Unterlangenstadt, Küps, Trieb, Achberg, Burkersdorf, Ebneth, Tiefenklein, Heinzendorf, Kichlein, Reuth, Dondorf, Emeisen, Schimmendorf, Gärtenroth, Eben, neben den darunter gelegenen Höfen Schwarzach, Rothwind, Schmailsdorf und Mainklein, sämmtlich allen andern, welche dem Amte Niesten oder Weißmain zugehörig, Burgkundstadt aber zunächst gelegenen 6 Ortschaften jenseits des Mains als: Burkheim, Obersdorf, Reuth, Dedlitz, Anger und Wolfsloch zugetheilt und bedeutet, „daß sie ihr Bier allein zu ermelden Burgkundstadt, kaufen und nehmen sollen, jedoch mit dem ausdrücklichen Rezeßvat und Beding, daß diese 6 Ortschaften solches Bier nach auswärts weder Maas noch Faßweis ausschänken oder verkaufen dürfen, sondern sich allein zu ihren erdürflichen Hausdrunk, gebrauchen sollen. Altenkundstadt steht in der Willkühr, sein Bier hier, oder in Weißmain zu nehmen."

Die hiesige Bürgerschaft hatte auch das Jagdrecht auf ihrem Flur und in ihrer Stadtwaldung und scheint es mit der Ausübung desselben sehr genau genommen zu haben, wie es ein Dekret der Hochfürstl. Regierung zu Bamberg beweist, welches, wahrscheinlich auf Beschwerde der hiesigen Bürgerschaft, anordnet, daß wenn sich ein Hochstiftlicher Revierjäger zu Maineck noch ferner erlauben würde, die Burgkundstadter Jagd zu besuchen, denselben „arretirlich" einzubringen. Märkte betreffend, wurde hiesige Stadt im Jahre 1421 vom Fürstbischof dahin begnadigt, daß alle Wochen und zwar jedesmal am Samstag in der Woche, Markt abgehalten werden dürfe, auch ist „Mithaltung" von 12 Märkten gestattet, nach Ziel und Maaßgabe der Einrückung in dem Hochstiftlich Bamberger Kalender privilegirt 22. Oktober 1689.

Das Vogteiamt Burgkundstadt bestand aus dem ursprünglich fürstlichen Orte Michelau, dem adeligen Gute Wildenberg und vier appert gewordenen, dem ehemalig. Hochstift. Bamberg heimgefallenen Rittergütern: 1) des Marschall zu Ebert, 2) des Herrn v. Zollner auf'm Brand, 3) dem Rittergute Wildenberg, und 4) dem Wilhelm v. Künsberg 1739 dem Hochstift heimgefallenen Lehenschaften.

Die Röttinger'schen Akten enthalten schließlich noch verschiedene Vorschriften für das Bäcker- und Metzgergewerbe, sowie über Zulassung fremder Juden und was dieselben an Aufnahmsgebühren zu zahlen hatten; über die erste Niederlassung der Juden dahier, findet sich nichts vor, doch kann man mit Sicherheit annehmen, daß deren um das Jahr 1400 schon hier gewohnt haben.

An alten merkwürdigen Gebäuden besitzt Burgkundstadt ein altes Schloß, genannt die Altenburg, dessen letzt dahier wohnender Besitzer ein Hans v. Schaumberg war; das Schloß wurde im dreißigjährigen Kriege theilweise zerstört und im Jahre 1675 wieder aufgebaut, der letzte Besitzer ein Baron Ph. v. Schaumberg zu Strößendorf verkaufte es im Jahre 1854 an die hiesige Stadt, der es jetzt als Armen- u. Krankenhaus dient.

Das Rathhaus, im Jahre 1690 erbaut, ist sehenswerth wegen seiner schönen mit Kunst und Fleiß ausgeführten Holzschnitzereien an der Front- und Nordseite des Gebäudes.

Die Stadtkirche, 1812 vollendet, besitzt ein prachtvolles Gemälde am Hochaltar. Hie und da wird auch von einer alten, halb in Felsen gebauten Marien-Clause geschrieben, die sehr merkwürdig sein soll, dieselbe existirt aber schon über 80 Jahre nicht mehr.

Der Kirchplatz ist auch sehenswerth durch die sehr schöne Blumen-Anlage, die sich beinahe ganz um die Kirche zieht; zur Rosenzeit blühen daselbst die seltensten und schönsten hochstämmigen Arten, zu beiden Seiten des Kirchen-Portals ranken sich tausende von kleinen weißen und rothen Rosen empor, was einen herrlichen Anblick gewährt. Die Anlage ist das Werk des Herrn Lehrers u. Chorrektors Ziegler dahier, der es sich zur dankenswerthen Aufgabe gemacht, dieselbe jedes Jahr zu verschönern.

Die Fünf-Wunden-Capelle, unweit der Stadt, auf einem Hügel gelegen, und der Stadt gehörig, wurde 1666 vollendet und eingeweiht; den ersten Stein dazu legte der Abt Mauritio von Langheim im Jahre 1659, dieselbe ist sehr sehenswerth und weit und breit berühmt.

Das Vogteiamtsgebäude mit herrlicher Aussicht in das Mainthal ist ebenfalls sehr alt, und wurde, als das bambergische Land bayerisch geworden, an Private verkauft.

Ein sehr alter Bau ist auch die Synagoge dahier und ebenfalls sehenswerth.

Als vor einigen Jahren Kreuz und Knopf vom Kirchthurm dahier behufs neuer Vergoldung abgenommen wurden,

fand sich in der Höhlung des Knopfes ein Bleikistchen vor, welches ein Dokument vom Jahre 1780 enthielt, in welchem unter Anderem berichtet wurde, daß zur damaligen Zeit Burgkundstadt nicht ganz 1300 Seelen zählte, darunter 48 Familien Juden, nach der Volkszählung vom vor. Jahre hatte das Städtchen 1254 Seelen, worunter auch nur 45 Familien Juden*) es ist sich demnach seit 100 Jahren in der Volkszahl ziemlich gleich geblieben.

Trotzdem ist Burgkundstadt heute noch wie vor 500 Jahren ein gut situirtes Städtchen, es bleibt keineswegs hinter den Anforderungen der Neuzeit zurück, dies beweist seine neue, mit großen Kosten erbaute Wasserleitung, die ½ Stunde weit die Wasser von sechs guten Quellen zur Stadt leitet, drei große neue Wasser-Reservoire bergen immer hinreichende Wassermengen, um bei vorkommenden Brandfällen zu dienen; eine Canalisirung, im vor. Jahre begonnen, wird in diesem Jahre für die Stadttheile, die selbe benöthigen, fertig gestellt werden. Die Stadt hat durchgehends gut gebaute Häuser, einen schönen großen Marktplatz, „viel zu groß für das bescheidene Städtchen", sagt Bibliothekar Jäck, reinliche, gut gepflasterte Straßen, eine neue eiserne Brücke über den Mühlbach, Straßenbeleuchtung und anderes Gute mehr. Handel und Verkehr der hiesigen Geschäfte erstrecken sich nicht nur allein über ganz Deutschland, sondern auch nach überseeischen Ländern, der Gewerbestand ist meist wohlhabend und reell, so wie überhaupt die ganze Bevölkerung eine äußerst solide ist.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß Burgkundstadt seine magistratische Verfassung zu allen Zeiten aufrecht erhalten hat, und haben sich seine Bewohner auch allezeit wohl dabei befunden.

Burgkundstadt im Febr. 1866.
J. Th.

*) Aus Burgkundstadt und Umgegend stammen sehr viele hervorragende jüdische Familien in Amerika, die wesentlich zum Aufbau des Judenthums hier beigetragen haben.—„Deborah."

Ausland.

Wien, 7. Februar. — Sonntag, Vormittags um halb 10 Uhr, fand das Leichenbegängniß des verstorbenen Reichsrathsabgeordneten Nathan Ritter v. Kallir statt. Im Trauerhause, Kantgasse Nr. 1, fanden sich vor Beginn der Ceremonie die Herrenhausmitglieder Baron Königswarter und Nikolaus Dumba, der Präsident des Abgeordnetenhauses, Dr. Smolka, mit den Reichsrathsabgeordneten Hofrath Baron Scharschmid, Hofrath Dr. Ritter v. Sochor, Hofrath Dr. Beer und einigen Mitgliedern des Polen-Clubs ein; der Abgeordnete Baron Ludwig Oppenheimer war eigens von Prag nach Wien gekommen, um der Leichenfeier anzuwohnen. Ferner waren Vertreter hervorragender Banken und Bahnen, der Präsident der Wiener-Börsekammer, Ritter v. Dutschka, eine Delegation der Wiener israelitischen Cultusgemeinde anwesend. Die Leiche wurde nach dem Central-Friedhofe gebracht, wo Prediger Dr. Jellinek die Grabrede hielt. Unter den bei der Familie des Verblichenen noch eingelaufenen Condolenzen sind diejenigen des Reichsgerichts-Präsidenten Dr. Unger, des Herrn Dr. Banhans und einiger Minister zu erwähnen.

Wien, 9. Februar. — In der heutigen Sitzung des Abgeordnetenhauses widmete der Präsident Dr. von Smolka dem verstorbenen Ritter von Kallir folgende ehrende Worte: Hohes Haus! In der kurzen Zeit von zwei Wochen des laufenden Sessionsabschnittes habe ich bereits den fünften Todesfall eines verehrten Abgeordneten dem Hause zu vermelden. (Die Versammlung erhebt sich.) Am. 4. d. M. verstarb der Abgeordnete für die Brodyer Handelskammer, Nathan Ritter v. Kallir. In der letzten Zeit von einer schweren Krankheit heimgesucht, konnte er den Verhandlungen des Hauses nicht mehr beiwohnen, doch in früheren Jahren war er ein eifriger Arbeiter in Angelegenheiten des Hauses. Ausgezeichnet hat sich der Verstorbene stets durch Ehrenhaftigkeit und Rechtlichkeit, und, was besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist, daß er einen werkthätigen Wohlthätigkeitssinn sich bewahrt und geübt hat. Zahlreiche Arme, namentlich seiner Vaterstadt, werden seinen Hintritt schmerzlich empfinden, und auch wir betrauern sein Hinscheiden mit den Gefühlen aufrichtigen Beileids. Ich sehe, daß Sie sich zum Ausdruck desselben von Ihren Sitzen erhoben haben, und gestatten Sie, daß diese ehrende Kundgebung des Hauses für den Verstorbenen in dem Protocoll der heutigen Sitzung verzeichnet werde. (Beifall.)
(„Laubhütte.")

Frankfurt a. M. — Die Suppenanstalt für israelitische Arme verabreichte im verflossenen Jahre 9938 Portionen an Kinder, 5083 Portionen an hiesige Erwachsene, 2714 Portionen an Zugereiste, 371 Portionen gegen Vergütung von 20 Pfg. an verschämte Arme, an Kranke und Wöchnerinnen in ihren Wohnung, 2219 Portionen im Wintersemester und 2923 Portionen im Sommersemester. Auch in diesem Jahre bewirthete eine Anzahl Freunde der Anstalt an einem Chanuka-Abende eine fröhliche Kinderschaar, die als tägliche Gäste das Zeugniß des Anstandes wohl verdienten und bereitete ihnen dadurch und durch Vertheilen liebevoller Gaben eine das Gemüth der Kleinen anregende Freude. An Beiträgen und Geschenken ging die Summe von 12,073 Mark ein.

Pest, 5. Februar. — Bei dem parlamentarischen Bankett, welches der Abgeordnete Wahrmann gab, sprach sich der Cultusminister, Herr v. Trefort, über die Sterenyi'sche Reform etwa folgendermaßen aus: Ich werde dieser jüdischen Reformsekte die staatliche Anerkennung nicht ertheilen. Es scheint mir auch den sittlichen Interessen des Staates angemessen, daß ein Jeder seiner Religion treu bleibt, gewiß aber ist es, daß mit willkürlichen Reformgedanken der Sittlichkeit und Loyalität der Bürger kein Dienst erwiesen wird. Wer Gott beschwindeln will, dessen Bürgertreue erscheint auch verdächtig.

Verlobungen.

Herr Wolf Hecht von Cuero, Texas, mit Frl. Gussie Cohen von Brenham, Texas

Herr Louis Hirsch von Pittsburg, Pa., mit Frl. Rose Rice von Youngstown, O.

Dr. Wise hält heute (Freitag) Abend im Plum Straße Tempel den Schluß-Vortrag seines bisherigen Cyclus von Vorträgen, wozu Alle eingeladen sind. Sitze frei.